6. Vergleichende Diskussion

Nachdem in den vorangegangenen Kapiteln die Arbeiten von Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Judith Butler und Bruno Latour diskutiert und im Detail charakterisiert worden sind, haben die folgenden Ausführungen eine Systematisierung der aus dem analysierten Textkorpus entwickelten Ergebnisse zum Ziel.[1] Die vergleichende Diskussion der vier Ansätze baut auf den autorinnenzentrierten Kapiteln auf und ist nach übergreifenden inhaltlichen Gesichtspunkten gegliedert, die sich auf die theoretische Perspektive, die Analysedimensionen und die methodologischen Prinzipien praxeologischer Forschung beziehen. Das Erkenntnisinteresse des Vergleichs zielt, wie eingangs erörtert, darauf, in einer kontrastierenden Arbeit an soziologischen Optiken neue Sichtweisen auf das Soziale zu erschließen. Den Fokus des Vergleichs bildet dabei die Frage nach der Konzeption der Stabilität und Instabilität des Sozialen in der Praxistheorie, die als ein zentrales Thema praxeologischer Debatten vorgestellt worden ist. Während Praxistheorien grundsätzlich darin übereinstimmen, dass soziale Ordnung in kontinuierlich reproduzierten Praktiken aufrechterhalten wird, divergieren ihre Auffassungen bezüglich der Stabilität des Sozialen erheblich. Da Praxistheorien die gesamte empirische Vielfalt sozialer Praktiken untersuchen, sollten ihre Analysekategorien für deren stabile *und* instabile Aspekte sensibel sein, um sowohl die Reproduktion als auch die Transformation des Sozialen erfassen zu können. Für das Verständnis der Ambivalenz des Sozialen ist dabei die Kategorie der Wiederholung zentral. Während einem allgemeinen, alltäglichen Verständnis zufolge Wiederholung als Wiederkehr eines Gleichen begriffen wird, lässt sich im Rekurs auf die philosophische Reflexion des Phänomens ein »Paradox der Wiederholung« herausarbeiten: die »Wiederkehr des Ungleichen als eines Gleichen«[2]. Anstatt die Identität der beiden Instanzen einer Wiederholung zu betonen (a = a), lässt sich daher auch deren zugrunde liegende Differenz hervorheben (a – a'). Die poststrukturalistischen Philosophien von Gilles Deleuze und Jacques Derrida bilden zwei prominente Ansätze, das Paradox der Wiederholung nicht im Ausgang von Identität, sondern von der Differenz her zu denken. Mit Deleuze kann jede Form von Identität als Hervorbringung einer fundamentalen Differenz begriffen werden. In diesem Sinne unterscheidet Deleuze zwei Typen von Wie-

1 Aus Gründen besserer Lesbarkeit wurde darauf verzichtet, jeweils auf die vorangehenden Textstellen in den autorinnenzentrierten Kapiteln zu verweisen, an denen die hier vergleichend diskutierten Ergebnisse gewonnen wurden.

2 Waldenfels 2001: 7.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

derholung: Eine »nackte« Wiederholung als statische Wiederholung des Selben sowie eine »verkleidete« Wiederholung, die im Inneren der statischen Wiederholung als Prozess der Differenz wirkt. In Anlehnung an diese Unterscheidung durch Deleuze kann gefragt werden, ob den jeweiligen Ansätzen ein statisches oder dynamisches Verständnis von Wiederholung zugrunde liegt, ob sie in der Lage sind, die Dynamik einer transformierenden Wiederholung zu erfassen. Mit Derridas Konzept der Iterabilität eines Zeichens lässt sich außerdem auf die strukturelle Wiederholbarkeit jeder Praxis verweisen und Wiederholung als ein Prozess begreifen, ohne den Bedeutung nicht bestehen kann. Dieser Prozess ist dabei grundsätzlich beweglich, sodass die Transformation von Bedeutungen in den Blick geraten kann. Die Logik der Iterabilität ist als eine Wiederholung ohne Original zu begreifen, die stets Verschiebungen einschließt.

Das Interesse an der Konzeption von Stabilität und Instabilität in der Praxistheorie lässt sich von der zentralen Kategorie der Wiederholung ausgehend als Frage reformulieren, inwiefern die diskutierten Ansätze in der Lage sind, gleichermaßen die »verändernde und erhaltende Kraft der Wiederholung«[3] zu erfassen. Welches Verständnis von Wiederholung vertreten sie? Weitere Brennpunkte praxeologischer Debatten – die Konzeption von Körperlichkeit und Materialität des Sozialen sowie die Frage nach dem Verhältnis von Praxis und Macht bzw. Norm – werden im Verlauf des Vergleichs ausgehend von dem leitenden Interesse an der Konzeption der Stabilität und Instabilität des Sozialen erörtert.

Im Folgenden wird in drei Schritten vorgegangen. Zuerst werden die Ergebnisse zu den Wiederholungsverständnissen der vier Positionen zusammengeführt und verglichen. Dabei werden die unterschiedlichen Konzeptionen von Wiederholung charakterisiert und etwaige Tendenzen der Ansätze zur Betonung von Statik oder Dynamik des Sozialen identifiziert. Im Anschluss daran wird ein praxeologisches Wiederholungsverständnis ausgearbeitet. In einem zweiten Schritt werden übergreifende analytische Kategorien (Körper, Materialität, Macht und Norm) erörtert, die in den diskutierten Ansätzen verschieden kontextualisiert und von unterschiedlicher Relevanz sind. Dabei werden jeweils zunächst die Verwendung der Kategorien in den Ansätzen zusammengefasst, verschiedene ihrer Aspekte vergleichend diskutiert sowie eine Bilanz zur Verwendung der Kategorien in der Praxistheorie gezogen. Drittens werden als Abschluss der vergleichenden Diskussion methodologische Prinzipien einer praxeologischen Forschungsperspektive entwickelt, die empirische Analysen anleiten können.

3 Waldenfels 2001: 12.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

6.1 Praxis als Wiederholung

Im Vergleich der Arbeiten von Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Judith Butler und Bruno Latour wird deutlich, dass die Ansätze unterschiedliche analytische Interessen in den Vordergrund stellen und dabei verschiedene Dimensionen der Wiederholung fokussieren. Diese unterschiedlichen Perspektiven sollen nun herausgearbeitet und das mit ihnen verbundene Modell von Stabilität und Instabilität des Sozialen erläutert werden. Im Anschluss daran wird ausgehend von den vier diskutierten Ansätzen ein praxeologisches Wiederholungsverständnis entwickelt. Im folgenden Abschnitt wird zunächst in einem ersten Schritt herausgearbeitet, welche Konzeption von Wiederholung in die jeweilige Theoriearchitektur eingelassen ist, um in einem zweiten Schritt zu untersuchen, ob die Ansätze zur einseitigen Betonung der Statik oder der Dynamik der Wiederholung neigen oder beide Aspekte gleichermaßen erfassen können.

6.1.1 Konzeptionen von Wiederholung

In Bourdieus Praxistheorie bildet das Subjekt der Wiederholung den impliziten Ausgangspunkt: Seine Perspektive ist in letzter Konsequenz darauf bezogen, »wer« wiederholt. Wie in der Diskussion des Ansatzes herausgearbeitet worden ist, folgt die Betonung der Statik des Sozialen nicht aus dem Habituskonzept selbst, das Bourdieu gerade zur Erfassung der Offenheit und Dynamik des Sozialen, zur Anerkennung der genuinen »Logik der Praxis« eingeführt hat. Die Stabilität des Sozialen wird in Bourdieus Perspektive vielmehr durch die spezifische Konstruktion des Koinzidenzverhältnisses zwischen Habitus und sozialer Welt gesichert. Bourdieu geht davon aus, dass sich die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata der Akteure mit den in sozialen Feldern zirkulierenden Praktiken stets im Einklang befinden und dass sich dieses Verhältnis der Koinzidenz im alltäglichen Handeln immer wieder bestätigt und von selbst herstellt. Die kreative Dimension des Habitus wird dabei ausschließlich als situative Anpassung einer Praxis zur Wiederherstellung des Koinzidenzverhältnisses begriffen. In dieser konzeptuellen Ausgestaltung des Koinzidenzverhältnisses liegt die Starrheit von Bourdieus Ansatz begründet, der davon ausgeht, dass der Habitus stets die Bedingungen reproduziert, unter denen er ausgebildet wurde. Diese These kann jedoch nur aufrechterhalten werden, wenn sowohl die Strukturen des Habitus als auch die Strukturen des Feldes als homogen begriffen und in der empirischen Analyse entsprechend konstruiert werden. In dieser homogenitätsorientierten Perspektive ist das Koinzidenzverhältnis von Habitus und sozialer Welt nur in seltenen

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Ausnahmefällen von Widersprüchlichkeit bedroht, und auch in diesen Fällen wird davon ausgegangen, dass es sich problemlos wiederherstellen kann. Die Betonung der Stabilität des Sozialen in Bourdieus Ansatz ist daher auf die homogene Konstruktion analytischer Einheiten zurückzuführen. In diesem Zusammenhang ordnet Bourdieu in seiner Soziologie eine Vielzahl von Praktiken und Eigenschaften jeweils einer sozialen Klasse zu. Die Akteursperspektive, die Bourdieu vertritt, setzt nicht beim einzelnen Subjekt an, sondern versteht dieses als Vertreter einer Klasse. Das »Wer« der Wiederholung ist daher kein Individuum, sondern immer schon Träger sozialer Strukturen, die es als Mitglied einer Klasse ausweisen. Insofern bildet das Subjekt der Wiederholung, also der Akteur als Angehöriger einer sozialen Klasse mit davon abgeleiteten homogenen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, den Brennpunkt der soziologischen Analyse Bourdieus. Als Mitglieder einer als homogen begriffenen Klasse vollziehen die Akteure Praktiken, die ihren inkorporierten Dispositionen entsprechen. Von der Vielheit an möglichen, im Feld zirkulierenden Praktiken wiederholen die Akteure diejenigen Praktiken, die mit den Bedingungen der Herausbildung ihres Habitus kongruent sind. Bourdieus Soziologie ist in letzter Konsequenz auf soziale Positionen bezogen, wie am Mechanismus der Distinktion besonders deutlich wird, den Bourdieu als Bestätigung und Reproduktion einer sozialen Position begreift. Die stetige Aktualisierung des Habitus bildet Bourdieus implizites Modell der Wiederholung sozialer Praktiken, das ausschließlich ein statisches Verständnis von Wiederholung zulässt und somit die Stabilität des Sozialen betont.

Michel Foucaults anti-essentialistische und historische Perspektive ist mit einer fundamentalen Dezentrierung des Subjekts verbunden. Daher verlagert sein Ansatz die Frage nach dem »Wer« der Wiederholung auf das »Was« zirkulierender Praktiken. Subjektivität wird als Effekt kulturell verfügbarer Praktiken begriffen, die historischen Transformationen unterliegen. Die Arbeit des Historikers Foucault ist durchgängig von dem Studium kontingenter Formen des Denkens und des Selbstverhältnisses geprägt. Dabei hat er in der Archäologie des Wissens, in der er ein Raster zur Analyse diskursiver Praktiken vorgestellt hat, zunächst ausschließlich danach gefragt, was *sich* wiederholt. Mit der letztlich nicht überzeugenden »Illusion des autonomen Diskurses« hat Foucault gegen Ende seiner archäologischen Phase die These vertreten, dass Diskurse sich selbst reproduzieren. Da Subjekte in der Archäologie ausschließlich als Funktionen des Diskurses verstanden worden sind und nur von diesem ausgehend analysiert werden konnten, konnte theoretisch nicht berücksichtigt werden, inwiefern Diskurse divergierend interpretiert und angeeignet werden. Der Diskurs erschien daher als eine sich immanent strukturierende Ordnung, die zudem unabhängig von nichtdiskursiven Praktiken ist. Erst Foucaults Interesse an den normierenden

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Übungen der Disziplin hat eine Akteursperspektive eröffnet, in der die Aneignung von Handlungsschemata berücksichtigt werden konnte. Die diskursiven Praktiken konnten nun mit nichtdiskursiven Praktiken kontextualisiert werden. Mit dem produktiven Machtkonzept erfasst Foucault die fundamentale Ambivalenz sozialer Stabilität, indem er auch Gegenbewegungen und Widerstand berücksichtigt. Im Spätwerk hat Foucault Praktiken der Selbsttransformation ausgehend von seinem Interesse an der Sorge um sich verfolgt, die er in konkreten asketischen Übungen verortet hat. Die Gemeinsamkeit mit seinen vorangegangenen Studien besteht in einer Perspektive, die kulturell verfügbare Praktiken ins Zentrum der Analyse stellt und beleuchtet, wie Subjekte sich im Verhältnis zu diesen Praktiken konstituieren. Sie folgt dabei explizit einer praxeologischen Methodologie. Subjektivität wird in den antiken Technologien ausgebildet, indem die Akteure sich auf gesellschaftlich zirkulierende Stile beziehen, aus denen sie asketische Übungen zur Ausrüstung und Transformation ihres Selbst auswählen. Besonderen Wert legte Foucault in seiner Darstellung dabei auf die im Rahmen einer »Ästhetik der Existenz« gegebenen Wahlmöglichkeiten und Freiräume der Selbstgestaltung. Subjektivierung wird hier als Auswahl konkreter Praktiken der Selbstgestaltung verstanden, die in übender Wiederholung angeeignet werden. Somit steht bei Foucault das »Was« der Wiederholung – kulturell verfügbare und zirkulierende Praktiken in ihrer historischen Transformation – im Zentrum seiner Analysen. Foucaults diachrone Verfahrensweise geht somit von der grundsätzlichen Beweglichkeit und Transformierbarkeit von Praktiken im Zeitverlauf aus. Mit der Betrachtung konkreter Praktikenkomplexe, deren Veränderungen herausgearbeitet werden, verbindet Foucault dabei auch eine Perspektive auf die Vermittlungsformen und Aneignungsweisen von Praktiken sowie auf die Herausbildung von Subjektivität in spezifischen, körperlich-praktischen Selbstverhältnissen.

Judith Butlers Position rekurriert zentral auf den Wiederholungsbegriff, den sie über das Performativitätskonzept und dessen kritische Weiterentwicklung durch Derrida rezipiert. In ihren Studien beschäftigt sie sich mit Identitätskategorien, insbesondere dem Geschlecht, das sie als Wiederholung stilisierter Akte begreift. Sie fragt, wie Geschlecht performativ hervorgebracht und bestätigt wird und welche politischen Hoffnungen mit einer transformierenden Wiederholung verbunden sein könnten. Dabei bezieht sie sich auf Michel Foucault und versteht Subjekte als Effekte diskursiver und nichtdiskursiver Praktiken. Ihrem Ansatz liegt insofern auch das »Was« der Wiederholung zugrunde, als sie mit Foucault davon ausgeht, dass Subjektkonstitution nur vor dem Hintergrund kulturell verfügbarer Formationen des Denkens und Handelns möglich ist. Handeln ist für Butler nur ausführbar, indem man sich auf bestehende Praktiken beruft und diese wiederholt. In der performativen

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Wiederholung bezieht sich das Subjekt auf ein Feld möglicher Formen der Subjektkonstitution. Butlers Perspektive ist daher eine wesentlich zeitliche, da sie zum einen Vergangenheit als die bestehende Ordnung von Praktiken einbezieht und zum anderen ein prozessuales Denken der Gegenwart vertritt, wenn sie auf die Notwendigkeit der beständigen Wiederholung verweist. Einen wichtigen Baustein ihrer Performativitätstheorie bildet mit Derridas Iterabilitätskonzept ein poststrukturalistisches Wiederholungsverständnis. Butler richtet ihren Blick auf die Transformation, die in jede Wiederholung eingeschrieben ist. In einer paradigmatischen Formulierung Butlers ist diese Position konzentriert zusammengefasst: »Die Frage ist nicht: ob, sondern wie wiederholen«[4]. Dabei geht es ihr im Wesentlichen um den philosophischen Aufweis der *Möglichkeit* zur Transformation. Ihre Theorielektüren dienen dem Ziel, Iterabilität als Charakteristikum des Sozialen zu begreifen und davon ausgehend auf die jeder sozialen Konstellation inhärente Offenheit zu verweisen, die Ansatzpunkte für Subversion und Veränderung immer schon beinhaltet. Dagegen untersucht sie beispielsweise nicht, inwiefern die Möglichkeit zu einer verschiebenden Wiederholung sozial ungleich verteilt ist. Allerdings hat sie eine Kritik an Derridas abstrakter und universalistischer Argumentation formuliert und anerkannt, dass es analytisch wenig gewinnbringend ist, davon auszugehen, dass alle Begriffe gleichermaßen leicht resignifiziert werden können. *Wie* Begriffe oder Praktiken performativ wiederholt werden, wie sich in der Wiederholung Bedeutungen verschieben und wie die Beweglichkeit von Identitätskategorien politisch gesichert werden kann, diese Fragen stehen im Fokus von Butlers Arbeiten. Sie neigt damit zur Betonung der Instabilität und Veränderbarkeit sozialer Ordnungen.

Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie kann als fundamental empirisch zu verfolgende Frage nach der Stabilisierung des Sozialen gelesen werden. Latour plädiert mit seiner »variablen Ontologie« für eine methodologische Offenheit bezüglich der Art der zu analysierenden Einheiten. Indem er materielle Entitäten als gleichberechtigte Handlungsträger bestimmt, suspendiert er eine im Vorhinein gesetzte Differenzierung in Subjekte und Objekte und legt seinen Analysen *a priori* keine Zuschreibung bezüglich des Subjekt- oder Objektstatus von Einheiten zugrunde. Die ANT verfolgt in ihren Studien vielmehr die Verbindungen verschiedenartiger Elemente mit anderen Entitäten und begreift alle beteiligten Einheiten als Handlungsträger. Stabilität des Sozialen ist in dieser Perspektive nichts essentialistisch Gegebenes, sondern der kontingente Effekt heterogener Mensch-Artefakt-Konstellationen. Der Begriff der Wiederholung bildet zwar keine zentrale analytische Kategorie Latours, in seinem positiven Verweis auf das Performativi-

4 Butler 1991: 217.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

tätskonzept sowie in seiner Diskussion von Face-to-face-Interaktionen zeigt Latour jedoch eine Konzeption von Wirklichkeit als beständiger Hervorbringung, die als Wiederholung zu verstehen ist. Wenn Latour nach dem Modus der Ausdehnung von Interaktionen in Raum und Zeit fragt, interessiert er sich für diejenigen Elemente und Konstellationen, die eine gleichförmige Wiederholung bewirken. Stabilität ist in der Analyse auf konkrete Handlungsträger und deren Verbindungen zurückzuführen, wobei die ethnographische Perspektive immer zeitlich und räumlich verlagerte Elemente verfolgt, die auf eine gegebene Situation einwirken. Die Stabilität eines Akteur-Netzwerks liegt daher nicht allein in der Qualität einzelner Elemente, sondern auch in ihren relationalen Verhältnissen begründet. Dabei besteht ein theorieimmanenter Widerspruch zwischen seiner Forderung, methodologisch von einem Prinzip der Offenheit auszugehen und die Eigenschaften des Sozialen in je spezifischen empirischen Analysen zu untersuchen, und seiner stellenweise vertretenen These, dass *ausschließlich* Artefakte das Soziale stabilisieren, da nur sie gleichförmige Wiederholungen garantieren können. Diese starke These wird jedoch teilweise von Überlegungen zu körperlich verankerten Kompetenzen und zirkulierenden Handlungsschemata, die sich das Subjekt situativ aneignet, aufgehoben. Die entsprechenden Bemerkungen sind jedoch bislang noch nicht systematisch ausgearbeitet worden. Problematisch erscheint dabei zudem, wie oben herausgearbeitet worden ist, nicht nur das Modell der als Plug-ins konzipierten und damit quasi-materialisierten Kompetenzen, sondern auch, dass Latour Gewohnheiten außerhalb dieser Konzeption einem statischen Verständnis von Wiederholung unterordnet. Zusammenfassend ist in Latours Ansatz einerseits die Unterscheidung in ein »Wer« oder »Was« der Stabilität obsolet, da eine analytische Differenzierung in Subjekte und Objekte zurückgewiesen wird und diese Begriffe in heterogene Konstellationen aufgelöst werden, andererseits wird gefragt, welche konkreten Elemente und Relationen stabile, gleichförmige Wiederholungen ermöglichen, und der Blick dabei insbesondere auf Artefakte gelenkt.

Die vier diskutierten Positionen haben in ihren Wiederholungsverständnissen verschiedene Schwerpunkte gesetzt. Im Folgenden soll nun gefragt werden, ob die Ansätze die Statik oder die Dynamik der Wiederholung betonen oder beide Aspekte in derselben Weise erfassen können. Die Ansätze von Bourdieu und Butler bilden dabei gewissermaßen zwei Pole einer Achse: Während Bourdieu zur Statik tendiert, neigt Butler zur Transformation. Bourdieus Soziologie ist aufgrund ihrer spezifischen konzeptuellen Ausgestaltung des Koinzidenzverhältnisses zwischen Habitus und sozialer Welt sowie der damit verbundenen Homogenitätsperspektive ausschließlich in der Lage, die Reproduktion des Sozialen als Wiederkehr des Gleichen zu denken. Er vertritt somit ein statisches Verständnis von Wiederholung. Diese Tendenz zur Statik ist

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

dabei nicht allein auf die Kategorie des Habitus zurückzuführen. Vielmehr wurde herausgearbeitet, dass Bourdieu mit der Einführung des Habituskonzepts gerade die Dynamik des Sozialen anerkennen wollte. Diese Bewegung wird jedoch von seiner spezifischen Theoriearchitektur konterkariert, die ebenfalls eingehend untersucht worden ist. Sie führt dazu, dass Bourdieu soziale Praxis auf eine statische Reproduktion reduziert, die ausschließlich als Wiederherstellung der Bedingungen der Herausbildung des Habitus gedacht werden kann. Die Wiederholung wird somit auf eine Wiederkehr des Gleichen festgelegt und einer identitären Logik untergeordnet.

Judith Butler dagegen fokussiert die Brüche und Verschiebungen in der performativen Reproduktion des Sozialen. Sie leitet aus Derridas Iterabilitätskonzept die radikale Offenheit jeglicher Wiederholung für eine politisch wirksame Verschiebung ab und vertritt somit ein dynamisches Wiederholungsverständnis. Butler begreift die performative Hervorbringung von Ordnung als einen ambivalenten Prozess zwischen Stabilität und Instabilität, bei dem in jeder Wiederholung stets die Chance zu einer Verschiebung begründet liegt. In ihrer anti-essentialistischen Perspektive wird jeder Anschein von Identität, Kohärenz oder Materialität als Effekt einer performativen Wiederholung verstanden, der aufgrund der Zeitlichkeit des Wiederholungsprozesses stets prekär ist. Butler betont damit die dynamischen Aspekte der Wiederholung und verweist auf die Differenz, die im Inneren der Wiederholung wirksam ist. Ein zusätzlicher Aspekt, der ein genuines Charakteristikum von Butlers Ansatz bildet, ist ihre Diskussion der politischen Möglichkeiten, die Zitathaftigkeit des Sozialen selbst in parodistischen Praktiken aufzuführen. Damit verbindet sich die Hoffnung, über die Vorführung der performativen Hervorbringung von Identität den hinter der Identität liegenden Kohärenzeffekt der Wiederholung zu entlarven und somit Handlungsmöglichkeiten für die Transformation von Identitätskonzeptionen zu eröffnen.

Die Ansätze von Bourdieu und Butler, die beide zur Familie der Praxistheorien gehören, stehen damit hinsichtlich ihrer Konzeption der Stabilität bzw. Instabilität des Sozialen an verschiedenen theoretischen Positionen.[5] Die Divergenz ihrer Ansätze kann auf unterschiedliche the-

5 Dabei lassen sich in den Ansätze von Bourdieu und Butler auch entgegengesetzte, weniger dominante Tendenzen identifizieren und beide Positionen davon ausgehend »gegen den Strich« lesen. So entspringt die Kategorie des Habitus bei Bourdieu einem Wunsch zur Anerkennung der Dynamik des Sozialen, während Butler in ihren Arbeiten auch die Notwendigkeit betont, bestehende normierende Praktiken der Geschlechterdifferenz zu wiederholen, um Intelligibilität, also Anschlussfähigkeit, in der performativen Wiederholung herzustellen.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

oretische Ausgangspunkte zurückgeführt werden.[6] Bei Bourdieu ist die Verwunderung über die selbstverständliche Reproduktion sozialer Ungleichheitsverhältnisse eine wesentliche Motivation zur soziologischen Analyse und lässt ihn nach dem Mechanismus suchen, der diese Reproduktion garantiert. Bei Butler dominiert dagegen das Interesse, die Möglichkeiten zu politischer Subversion zu verdeutlichen, Identitätskategorien offen zu halten und daher auf die jeder Wiederholung immanente Verschiebung zu verweisen, um die Beweglichkeit des Sozialen zu betonen. Als Folge ihrer unterschiedlichen Schwerpunkte können Butlers und Bourdieus Perspektiven jeweils spezifische Aspekte des Sozialen nicht analysieren. Bourdieus Ansatz hat große Schwierigkeiten, sozialen Wandel zu erfassen, und ist für seine Betonung der Statik bereits vielfach in die Kritik geraten. Er kann ausschließlich statische Reproduktion und Kohärenz fokussieren und stellt selbst, wie ebenfalls herausgearbeitet worden ist, die Homogenität des Sozialen in seinen Analysen stets aufs Neue her. Butlers Position hat dagegen wenig zu den konkreten Mechanismen der erhaltenden Kraft der Wiederholung beizutragen, die sie in ihren Arbeiten lediglich abstrakt voraussetzt. Ein theoretisches Problem ihres abstrakten Verweises auf die fundamentale Transformierbarkeit einer Praxis, das sie in ihrer (selbst-)kritischen Diskussion von Derridas Iterabilitätskonzept anerkennt, besteht darin, dass die Möglichkeit, zwischen unterschiedlich stabilen Verwendungsweisen von Äußerungen zu differenzieren, in ihrem Ansatz nur unzureichend gegeben ist.

Bei Foucault ist eine Verschiebung innerhalb seiner Arbeiten bezüglich ihrer Position zur Stabilität des Sozialen herausgearbeitet worden: Während er in seiner archäologischen Phase eine Perspektive eingenommen hatte, die den Wandel von Diskursen nicht erfassen konnte, entfaltet er ab der Genealogie mit der Entwicklung des produktiven Machtkonzepts die grundsätzliche Dynamik des Sozialen. In der Archäologie haben zwei Aspekte der Theoriearchitektur zu einer statischen Perspektive auf das Soziale geführt: der Verzicht auf eine Akteursdimension sowie eine fehlende Differenzierung hinsichtlich der sozialen Relevanz von Wissensformen. Das Macht-Wissens-Konzept betont dagegen seit Foucaults genealogischen Arbeiten die Hierarchien zwischen konkurrierenden Wissensformen, die Konflikthaftigkeit des Sozialen und die Umkehrbarkeit von Kräfteverhältnissen. Mit dem dynamischen Verständnis von Macht und Wissen wird nun die Widersprüchlichkeit und Ambivalenz von Machtverhältnissen hervorgehoben und das Soziale fundamental als eine »Verstrickung zwischen Prozeßerhaltung und Prozeßumformung«[7] begriffen.

6 Vgl. dazu auch Reckwitz 2004b.
7 Foucault 1992: 39.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Sowohl Foucault (ab der Einführung des dynamischen Macht-Wissens-Konzepts) als auch Latour verweisen wie Butler auf die grundsätzliche Instabilität der Praxis und gehen von einer immerwährenden Bewegung der von ihnen betrachteten Praktiken bzw. Elemente aus. Parallel zu dieser Ausgangshypothese analysieren sie jedoch in ihren Studien konkrete Verhältnisse und Mechanismen der Stabilisierung des Sozialen. Sie öffnen sich damit sowohl für die Anerkennung von Instabilität und Dynamik als auch für konkrete Modi lokaler und historischer Stabilisierung, sodass in ihren Ansätzen keine eindeutige, fundamental in die Theoriearchitektur eingelassene Neigung zur Betonung der Stabilität oder Instabilität des Sozialen identifiziert werden kann. Während Butlers Perspektive auf die Risse der sozialen Stabilität gerichtet ist, von der sie zunächst ausgeht und der sie ihre Theorie in politischer Absicht entgegenstellt, bleiben Foucault und Latour nicht bei einem abstrakten Verweis auf die Instabilität der Praxis stehen. Diese bildet lediglich den Ausgangspunkt ihrer Studien, in denen sie konkrete Modi der Stabilisierung des Sozialen herausarbeiten. Während sie also die Dynamik einer verschiebenden Wiederholung grundsätzlich einbeziehen, sind ihre Analysen ebenso auf die Identifikation der Mechanismen gerichtet, die Wiederholung zu einer erhaltenden Kraft werden lassen, wodurch ihre Ansätze die Ambivalenz sozialer Stabilität und Instabilität entfalten können. Den Ausgangspunkt von Foucaults Denken bildet zum einen die Gewissheit historischer Kontingenz. Die diachrone Perspektive seiner Arbeiten untersucht die immerwährende Bewegung kultureller Ordnungen des Denkens, die nie zum Stillstand kommt. Während Foucault historische Transformation in seinen frühen Arbeiten als Brüche zwischen ausgedehnten Epochen konstruiert hat, beschäftigt er sich in seinem Spätwerk mit dem Wandel der Relevanz und Bedeutung spezifischer Praktikenkomplexe, der Technologien des Selbst, und wirft hier einen geradezu mikroskopischen Blick auf graduelle Veränderungen in der Ausgestaltung und Vermittlung dieser Techniken. Zum anderen begreift er abgesehen von diesem grundsätzlichen Fluss der Geschichte die Stabilität von Wissensordnungen, Macht- und Subjektivitätsverhältnissen als ein historisches Spezifikum. Sie werden von Foucault in seinen Studien auf konkrete Praktiken, teilweise auch auf materielle Arrangements, zurückgeführt: beispielsweise auf die verhaltenskonstituierenden Übungen der Disziplin, die mit Techniken und Architekturen der Überwachung und Prüfung verbunden sind, oder auf die freieren Übungen der Selbstgestaltung, in denen sich eine Ausrüstung des Subjekts durch Wiederholung vollzieht. Mit seinem Machtkonzept lenkt Foucault den Blick immer wieder auf Gegenbewegungen und Widerstandspunkte und verweist somit auch auf die Ambivalenz und Bedrohung sozialer Ordnung. Bei Bruno Latour bildet die grundsätzliche Beweglichkeit der von seiner Soziologie betrachteten Elemente den Ausgangspunkt. Für

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

ihn »ist die Regel Performanz, und das zu Erklärende, die erstaunlichen Ausnahmen, besteht in jeglicher Art von Stabilität über einen längeren Zeitraum hinweg und in einem größeren Maßstab.«[8] Die Aufgabe für die Soziologie liegt demzufolge darin, die Stabilität und Ordnung des Sozialen in konkreten Akteur-Netzwerken zu verorten. Wenn Latour Handlungen als Wirkungen heterogener, menschlicher oder nichtmenschlicher Aktanten auf andere Aktanten definiert, wenn er dazu auffordert, in Bezug auf jedes Element anzugeben, welchen Unterschied es hervorruft, dann fragt er nach dem spezifischen Beitrag jedes einzelnen Elements eines Netzwerks zur Aufrechterhaltung sozialer Stabilität. Größere oder geringe Stabilität einer Ordnung kann dabei ausschließlich als verteilter Effekt in einem Netzwerk begriffen werden, wobei die Qualitätsdifferenzen sowohl hinsichtlich der Verbindungen als auch hinsichtlich der verbundenen Elemente betrachtet werden können.

Die Perspektiven von Foucault und Latour zeichnen sich also dadurch aus, dass sie die Ambivalenz sozialer Stabilität und Instabilität beleuchten können, ohne die Analyse konkreter Stabilisierungsmechanismen des Sozialen zu vernachlässigen. Ihr Verweis führt weder von der Stabilität des Sozialen auf Mechanismen statischer Reproduktion (wie bei Bourdieu), noch von der Stabilität des Sozialen auf die grundsätzliche Möglichkeit einer Verschiebung (wie bei Butler), sondern von der fundamentalen Beweglichkeit des Sozialen auf konkrete Mechanismen der Stabilisierung, die stets von Auflösung und Transformation bedroht sind. Jeder der vier diskutierten Ansätze bietet dabei spezifische Anschlussstellen für die praxeologische Theoriebildung.

6.1.2 Ein praxeologisches Wiederholungsverständnis

Für Praxistheorien stellt sich die Aufgabe, gleichermaßen die Reproduktion und die Transformation des Sozialen zu erfassen. Eine Voraussetzung dafür, sowohl die Stabilität als auch die Instabilität des Sozialen analytisch verfolgen zu können, ist, die Ambivalenz der Wiederholung zu denken. Jede theoretische Position, die Wiederholung ausschließlich als statische Wiederholung des Selben versteht, kann sich nicht für die Dynamik des Sozialen öffnen. Sie kann in der Wiederholung immer nur die Wiederkehr des Gleichen identifizieren, wie Bourdieus Soziologie, die eine Geschlossenheit sozialer Reproduktion einerseits voraussetzt und in ihren empirischen Analysen andererseits stets aufs Neue konstruiert. Die Entstehung des Neuen lässt sich nur denken, wenn Wiederholung immer auch als Verschiebung begriffen und wenn auch das Ungleiche der Wiederholung betrachtet wird. Das Paradox der Wiederholung anzuerkennen heißt, Reproduktion auch als Verschiebung

8 Latour 2007: 63.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

denken zu können und den Wiederholungsbegriff nicht auf Identität zu reduzieren. Der praxeologische Verweis auf die Nicht-Bewusstheit und Selbstverständlichkeit des Handelns impliziert daher nicht, dass dieses wie auf Schienen verläuft und dass sich die Ordnung des Sozialen in einer statischen Reproduktion mechanisch wiederherstellt. Aus diesem Grund ist der Routinebegriff wenig geeignet, den Kern des praxeologischen Handlungsverständnisses zu erfassen, da er neben dem Aspekt der Nicht-Bewusstheit auch ein statisches Verständnis von Reproduktion transportiert und die Analyse einem Denken der Identität unterordnet.

Stattdessen wird vorgeschlagen, die von den Praxistheorien analysierte Regelmäßigkeit ausgehend vom Wiederholungsbegriff zu erfassen, und zwar ausgehend von einem Verständnis, das Wiederholung nicht nur als Wiederkehr eines Gleichen sondern auch als Wiederkehr eines Ungleichen begreifen kann und damit ein Denken der Differenz entfaltet. Abweichung sollte nicht als das Ausgeschlossene, das Außen sozialer Ordnung verstanden werden, sondern als etwas, das in die Reproduktion des Sozialen einbezogen ist und diese von innen bedroht. Mit jeder Wiederholung *kann* es zu einer Verschiebung kommen. Gleichzeitig stabilisiert jede Wiederholung einer Praxis, die als »gleich« empfunden wird, die Bedeutung und die zukünftige Verwendung dieser Praxis. Wiederholt sich etwas als Selbes oder als Anderes? Diese Frage muss fundamental offen gestellt und empirisch verfolgt werden. Im Paradox der Wiederholung liegt dabei die Möglichkeit einer heuristisch fruchtbaren Perspektive auf das Soziale.

Die Praxisperspektive ist durch ihre fundamentale Berücksichtigung der Zeitdimension gekennzeichnet. Daher bedeutet Stabilität nicht, dass *nichts* passiert, sondern dass sich das Soziale gleichförmig reproduziert, dass »das Gleiche« geschieht, dass Praktiken wiederholt werden. Stabilität heißt, dass eine Praxis bei ihrer Wiederholung im Zeitverlauf als das Gleiche erscheint, sich von neuem als das Gleiche herstellt. Im anderen Fall, der Instabilität, ist eine Verschiebung in der Wiederholung zu verzeichnen. Hier wird Wiederholung als Transformation, als Veränderung gedacht und empfunden. Diese Verschiebung ist im Extremfall so radikal, dass nicht mehr vom »Gleichen« gesprochen werden kann, sodass die Praxis als verfehlt, unangemessen oder misslungen betrachtet und bewertet wird. Im selben Zuge besteht jedoch auch die Möglichkeit, dass die Verschiebung dieser Praxis als Neues begriffen und aufgegriffen wird. Die Instabilität denken heißt auch, jegliche Reproduktion als prekär zu verstehen und davon auszugehen, dass in jede Form von Stabilität auch eine Transformation inbegriffen ist. Die Sozialtheorie muss sich daher grundsätzlich für das Paradox der Wiederholung öffnen und ein Denken in graduellen Differenzen zulassen: Noch die stabilste Reproduktion enthält situative Anpassungen und

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Abweichungen. Noch die instabilste Verschiebung enthält Elemente von Identität.

Wird die Regelmäßigkeit des Sozialen, die kontinuierliche Aufrechterhaltung sozialer Ordnung in der Zeit, ausgehend von der Kategorie der Wiederholung konzipiert, so ergibt sich eine Reihe analytischer Konsequenzen, die mit unterschiedlichen Perspektiven auf die Wiederholung und mit der Betonung verschiedener Dimensionen der Wiederholung von Praktiken verbunden sind: Praktiken können in praxeologischen Ansätzen als *sich wiederholende*, als *wiederholte* und als *wiederholbare* Formationen begriffen werden.

Praxistheorien können Praktiken erstens als *sich wiederholende* Formationen analysieren, als Strom eines Praxisgeschehens, der sich durch die Zeit bewegt. In dieser Perspektive erscheinen Praktiken als kulturell verfügbares und zirkulierendes Repertoire, an das Subjekte anschließen, auf das sie sich zitierend berufen können. Jede Wiederholung bestätigt dabei die kulturelle Relevanz einer Praxis und hält ihre Bedeutung aufrecht. Praxeologische Ansätze, die den Aspekt hervorheben, dass Praktiken *sich* wiederholen, fokussieren die Gesamtheit oder einen Ausschnitt des Praxisgeschehens und gehen davon aus, dass dieses den Kontext für die Praktiken eines Akteurs bildet.[9] Auch die hier diskutierten Ansätze beziehen die zirkulierende Dimension von Praktiken in je spezifischer Weise ein. Besonders prominent ist diese Perspektive bei Foucault, der sowohl auf die Verteilung diskursiver Formationsregeln und in diesem Zusammenhang auf die »wiederholbare Materialität« (also die diskursive Anschlussfähigkeit) von Aussagen verweist, als auch auf nichtdiskursive Praktiken, deren kulturelle Form und Verfügbarkeit die Subjektivierungsweisen historisch prägt. In Bourdieus Analyse finden sich zirkulierende Praktiken in den herrschenden Feldlogiken, in den praktischen Verhältnissen der sozialen Welt, die den Hintergrund und die Bedingungen für die Herausbildung eines Habitus darstellen. Butler verweist auf die bestehenden (Geschlechter-)Normen, deren Zitation unerlässlich ist, um Intelligibilität des eigenen Verhaltens und Kohärenz der Identität herzustellen. Latour schließlich verfolgt in seinen Studien die räumliche und zeitliche Bewegung zirkulierender Elemente als Hintergrund für die Stabilität des Sozialen.

Eine andere Perspektive kann die Wiederholung von Praktiken durch Subjekte betrachten. Sie begreift Praktiken als *wiederholte* Praktiken, als körperlich aus- und aufgeführte Handlungen. Das wiederholende Subjekt bildet dabei nicht einen *a priori* gesetzten Ausgangspunkt der praxeologischen Forschung, sondern wird selbst als Effekt beständig

9 Hier wären auch Positionen, die im Anschluss an Heidegger das Konzept des Hintergrundwissens oder im Anschluss an Wittgenstein die Kategorie der Lebensform ins Zentrum stellen, einzuordnen.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

wiederholter, kulturell zirkulierender Praktiken aufgefasst und analytisch dezentriert. Dennoch wird es in der Praxistheorie als ein Durchgangspunkt begriffen, ohne den die Wiederholung von Praktiken nicht denkbar wäre. Daher fragt diese Perspektive auf Wiederholung nach den inkorporierten Dispositionen zur kompetenten Ausführung einer Praxis. Subjekte sind dazu fähig, Praktiken hervorbringen, die als »gleich« oder situativ angemessen wahrgenommen werden, insofern intelligibel sind und von anderen verstanden werden. Als inkorporiert sind ebenfalls die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata zu begreifen, vor deren Hintergrund Praktiken interpretiert, eingeordnet und verstanden werden. Diese körperlich ausgebildete Erfahrung, die ein praktisches Zurechtfinden im Sozialen erst ermöglicht, ist das Produkt der vergangenen Sozialisation eines Akteurs. Die praxeologische Perspektive auf wiederholte Praktiken kann davon ausgehend auch die Ausbildung und körperliche Aneignung von Handlungsschemata durch Wiederholungen fokussieren. Sie wird ebenfalls von den in diesem Buch diskutierten Ansätzen vertreten: Die prominenteste Position ist hier Bourdieus Habituskonzept, das inkorporierte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata ins Zentrum der Sozialtheorie stellt und diese als Dispositionen zur Hervorbringung situativ angemessener Praktiken begreift. Während Bourdieu jedoch eine Analyse der Herausbildung von Habitus vernachlässigt, werden verschiedene Formen der Übung als subjektivitätsbildende Techniken mehrfach zum Gegenstand von Foucaults historischer Forschung. In seinen Studien zu den antiken Technologien des Selbst verfolgt er (komplementär zur historischen Längsschnittanalyse) ganz konkrete Praktiken der körperlichen Ausrüstung des Selbst durch übende Wiederholung, die mit den Übungen der Disziplin in Verbindung stehen, sich von diesen jedoch unterscheiden. Bei Judith Butler werden performative Akte stets als körperliche Aus- und Aufführungen begriffen und dabei wird auch die körperliche Dimension des Sprechens betont. Sie entwirft unterschiedliche konzeptuelle Zugänge, um das Phänomen der Inkorporation zu erfassen, und zeigt dabei stellenweise auch Sympathien für eine theoretische Verbindung zwischen Bourdieus Kategorie des Habitus, den sie als ein »Körperwissen« bezeichnet, und einer Theorie performativer Akte. Bei Latour schließlich wurden widersprüchliche Tendenzen identifiziert: Mit der radikalen These einer ausschließlichen Stabilisierung des Sozialen durch Artefakte wird das wiederholende Subjekt als kulturelle Leerform begriffen und analytisch vollkommen dezentriert; es stehen nur noch die Dinge im Fokus. Andererseits finden sich Tendenzen bei Latour, Subjektivität und Affektivität als körperliche Aneignung zirkulierender Elemente zu begreifen.

Die Perspektive auf das wiederholende Subjekt ist letztlich implizit in der zentralen praxeologischen Grundposition enthalten, die Selbstverständlichkeit und Nicht-Bewusstheit der kompetenten Ausführung

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

einer Praxis zu betonen, da diese Ausführung nicht unabhängig von einem Körper, der wiederholt, gedacht werden kann. Eine Praxis wird dabei nicht nur vom Einzelnen wiederholt, sondern auch kollektiv. Dieses Verständnis der Kollektivität einer sozial geteilten Praxis vertritt sowohl Butler mit dem Performativitätskonzept als auch Bourdieu in seiner Theorie der Praxis. In der kollektiven Wiederholung liegt die Möglichkeitsbedingung für jede einzelne Wiederholung. Denn nur die kollektive Dimension der Wiederholung, die Tatsache, dass Praktiken sozial geteilt werden, bringt die Intelligibilität, also die Selbstverständlichkeit und Anschlussfähigkeit, einer Praxis hervor. Die Anschlussfähigkeit impliziert wiederum, dass eine Praxis erneut aufgegriffen und wiederholt werden kann.

Werden Praktiken schließlich als *wiederholbare* Formationen begriffen, so wird damit, im Rekurs auf Derridas Iterabilitätskonzept, darauf verwiesen, dass Praktiken durch ihre Wiederholung prinzipiell von ihrem Kontext gelöst und mit neuen Kontexten verbunden werden können, dass ihre Bedeutung auf diese Weise transponiert werden kann. Derridas Erkenntnis wird insbesondere durch Judith Butlers Arbeiten in die praxeologische Theoriebildung eingebracht, in denen auf die fundamentale Dynamik und Beweglichkeit des Sozialen hingewiesen wird. Die Wiederholbarkeit der Praxis, die Foucault bereits in der Archäologie als Ausgangspunkt der Analyse verstanden hatte, unterläuft jede Garantie statischer Konstellationen und ahistorischer Bedeutungen. Neben der zirkulierenden und der körperlichen Dimension handelt es sich daher um einen weiteren konstitutiven Aspekt des Wiederholungsgeschehens. Darüber hinaus wird mit Butlers Verweis auf das politische Verfahren einer parodistischen Wiederholung, einer Wiederholung in einem distanziert-kommentierenden Kontext, auch die Möglichkeit aufgezeigt, das Wiederholungsgeschehen selbst zum Thema zu machen und seine Mechanismen vorzuführen. Butlers philosophische Arbeit und ihr theoretisches Bemühen, auf die Instabilität der Praxis zu verweisen, bildet dabei selbst einen politischen Kommentar des Wiederholungsgeschehens. Mit Butler kann die politische Arbeit an der Verschiebung einer Wiederholung selbst als eine Praxis begriffen werden, als Akt der spezifischen Neu-Kontextualisierung eines Begriffs oder einer Handlungsweise, durch den eine neue Bedeutung gesetzt wird.

Vom Wiederholungsbegriff ausgehend, können praxeologische Ansätze und Forschungsperspektiven somit verschiedene Dimensionen sozialer Praktiken erfassen und diese als sich wiederholende, wiederholte und wiederholbare Praktiken begreifen.[10] Sie können sich auf einzelne

10 Die praxeologische Perspektive auf Wiederholung ließe sich dabei mit Gabriel Tardes soziologischer Position kontextualisieren, in der das Konzept der Nachahmung ein zentrale Stellung einnimmt. Das Soziale wird

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Aspekte des Wiederholungsgeschehens konzentrieren und verschiedene Ausschnitte zur Analyse auswählen. Eine praxeologische Position ist

von Tarde als ein Nachahmungsgeschehen begriffen, in dem sich einzelne Elemente (Erfindungen oder Verhaltensweisen) im Modus der Imitation verbreiten. Das Phänomen der Imitation wird dabei als konzentrische, regelmäßig fortschreitende Bewegung von einem Ausgangspunkt konzipiert, einem Steinwurf ins Wasser vergleichbar. Die soziologische Analyse folgt den imitierten Elementen, die gleichzeitig als Modell und als Kopie verstanden werden, und untersucht, wie Nachahmungen soziale Tatsachen bilden und stabilisieren. Als soziale Tatsachen gelten für Tarde etwa Empfindungen, Gesetze, Bedürfnisse und Gebräuche, die sich als Nachahmungen durch die Welt bewegen, vgl. Tarde 2003: 41–48 sowie Borch/Stäheli 2009b und Müller 2012. Die Sprache ist bei Tarde »der große Träger aller Nachahmungen« (Tarde 2003: 39) für den Menschen, weshalb er sich der Kommunikation und dabei insbesondere dem seinerzeit noch jungen Phänomen der Massenkommunikation zugewendet hat, vgl. Clark 1969. In diesem Zusammenhang betont Tarde auch die affektive Dimension des Sozialen. Zum Potential von Tardes Affektivitätstheorie für die Soziologie vgl. Stäheli 2007a, Stäheli 2007b und Borch 2010. Der lohnenswerte Versuch, eine praxeologische Perspektive auf Wiederholungen mit Tardes Soziologie der Nachahmung in Verbindung zu bringen, kann an dieser Stelle leider nicht unternommen werden. Zu einer Kontextualisierung von Tardes Imitationskonzept mit poststrukturalistischen Ansätzen vgl. Moebius 2009. Eine praxeologische Beschäftigung mit Tarde wird dabei unter anderem auch durch Bruno Latours Tarde-Bezug nahe gelegt. Mit seiner Konzeption sozialer Tatsachen wendet sich Gabriel Tarde fundamental gegen Durkheims Perspektive, weshalb er für Latour einen herausgehobenen Anschlusspunkt soziologischer Theoriebildung darstellt, vgl. Latour 2001b. Zur Debatte zwischen Durkheim und Tarde vgl. Lukes 1973: Kap. 16. Latour betont insbesondere, dass die Perspektive Tardes vom Einzelnen auf das Ganze und vom Kleinen auf das Große gerichtet ist und dass Tarde damit vielfältige Assoziationsformen in den Mittelpunkt rückt, anstatt das Soziale von einem allumfassenden Gesellschaftsbegriff ausgehend zu begreifen, vgl. Latour 2007: 33 f. Tardes Perspektive geht auf die Rezeption von Leibniz' Monadologie zurück, vgl. Tarde 2008. Dabei erscheint Tarde, wie später den poststrukturalistischen Ansätzen, die Differenz als grundlegendes Phänomen und die Stabilität des Sozialen nur als ein Sonderfall der Bewegung, vgl. Latour 2007: 35. In der Betonung der Bewegung und im Fokus auf die Mikro-Logik des Sozialen sowie in der Berücksichtigung der sprachlichen und affektiven Dimension des Sozialen bestehen neben dem fundamentalen Rekurs auf das Nachahmungsgeschehen vielfältige Anknüpfungsmöglichkeiten für praxeologische Ansätze, die hier nicht weiter ausgeführt werden können. Zu aktuellen soziologischen Anschlüssen an Gabriel Tarde vgl. die Beiträge in Borch/Stäheli 2009a.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

jedoch stets mit der Anerkennung der fundamentalen Verschränkung dieser analytisch differenzierten Dimensionen verbunden. Die Berücksichtigung der umfassenden Komplexität der Wiederholung bildet die Grundlage praxeologischen Denkens. Dabei wird auch deutlich, dass Sozialität in das Innerste des Wiederholungsprozesses eingeschrieben ist: Wiederholt werden können nur Praktiken, die anschlussfähig, d. h. intelligibel sind. Intelligibel sind Praktiken, die kulturell verfügbar sind, die zitierend aufgegriffen werden können, die mit anderen geteilt werden. Die kulturelle Verfügbarkeit, die kompetente Ausführung und das Verstehen einer Praxis sind im Wiederholungsprozess untrennbar aneinander gebunden. Die Anerkennung der fundamentalen Sozialität der Wiederholung wird bereits durch die Verwendung des Praxisbegriffs ausgedrückt, der an die Stelle einer isolationistischen Handlungskonzeption ein relationales und kontextuelles Verständnis des Handelns setzt.

Um Praxis nicht per se als stabil oder instabil zu konstruieren, um das Paradox der Wiederholung analytisch entfalten und sowohl ihre verändernde als auch ihre erhaltende Kraft fokussieren zu können, sind die praxeologischen Analysekategorien als heuristisch offene Instrumente zur Erfassung der Ambivalenz des Sozialen auszuarbeiten. Darauf ist nun die vergleichende Diskussion von Analysekategorien gerichtet, die in den vier betrachteten Ansätzen Verwendung finden. Der Vergleich hat eine Kontrastierung der Positionen zum Ziel, um die Kategorien für die Ambivalenz von Stabilität und Instabilität zu sensibilisieren, ohne diese zu einem neuen, geschlossenen Theoriegebäude zusammenzuführen. Stattdessen sollen Analysekategorien herausgearbeitet werden, die den Blick praxeologischer Forschungen lenken und als heuristische Instrumente und methodologische Bausteine aufgegriffen werden können.

6.2 Praxeologische Analysekategorien

Zu Beginn des Buches sind im Rahmen der Vorstellung praxeologischer Basisannahmen vier Themenbereiche praxeologischer Debatten identifiziert worden, die bis in das grundsätzliche Verständnis, wie Praxistheorie zu definieren ist, hineinreichen: zunächst die Frage nach dem Verhältnis von Reproduktion und Transformation des Sozialen, die den Fokus dieser Studie bildet. Darüber hinaus sind bereits die Konzeptionen der Körperlichkeit und Materialität des Sozialen sowie das Verhältnis zwischen Praxis und Macht bzw. Norm als Brennpunkte praxeologischer Auseinandersetzungen angesprochen worden; sie wurden in den vorangegangenen Kapiteln bei der Diskussion der einzelnen Positionen in ihrer jeweiligen Relevanz und Anlage behandelt. Nun soll das Zusammenspiel dieser Kategorien mit der übergreifenden Frage nach

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

der Konzeption sozialer Stabilität herausgearbeitet und vergleichend erörtert werden. Dabei können die analytischen Kategorien des Körpers, der Materialität sowie der Macht und der Norm die praxeologische Forschung für verschiedene Arten von Verbindungen und für unterschiedliche Stabilisierungsweisen des Sozialen sensibilisieren. In den diskutierten Ansätzen wurden diese Kategorien unterschiedlich entwickelt und verwendet. Worin bestehen die Differenzen und Gemeinsamkeiten der jeweiligen Konzeptionen? Inwiefern wird den Kategorien die Funktion zugesprochen, das Soziale zu stabilisieren? Und kann ausgehend von den Analysekategorien auch die Instabilität und die Transformation sozialer Praxis erfasst werden?

6.2.1 Die Körperlichkeit der Praxis

Wie eingangs bereits ausgeführt worden ist, bildet die Berücksichtigung der Körperlichkeit des Sozialen ein wesentliches Charakteristikum der Praxistheorie. Obwohl – oder möglicherweise gerade weil – der Körper eine zentrale Rolle in praxeologischen Positionen spielt, hat dieser als analytische Kategorie unterschiedliche Konzeptionalisierungen erfahren; so auch bei den in diesem Buch behandelten Positionen. Teilweise sind sogar von einzelnen AutorInnen innerhalb ihrer Ansätze divergierende theoretische Zugänge zur Erfassung von Körperlichkeit gesucht worden. Im Folgenden soll nun vergleichend herausgearbeitet werden, wie der Körper grundsätzlich in die Theorien eingebunden wird, ob und wie Inkorporation erfasst wird und inwiefern körperliche Trägheit einbezogen sowie Affektivität berücksichtigt wird.

6.2.1.1 Der Körper in den diskutierten Ansätzen

Bourdieus Theorie der Praxis hat mit der zentralen Integration der Körperlichkeit des Sozialen Pionierarbeit geleistet, als ein *body turn* der Soziologie sich längst noch nicht am Horizont abzeichnete. Mit dem Habituskonzept will Bourdieu nicht nur »die leibhaftigen Akteure«[11] in seine Soziologie einbeziehen, sondern auch grundsätzlich den cartesianischen Köper-Geist-Dualismus überwinden und auf die untrennbare Verbindung von Denken und Handeln in inkorporierten Dispositionen verweisen.[12] Die naturgegebene Prädisposition des Körpers, nicht na-

11 Bourdieu 1992a: 28.

12 Diese theoretische Position teilt Bourdieu mit der Philosophie des amerikanischen Pragmatismus. Allgemein zum Verhältnis von Pragmatismus und Bourdieus Praxistheorie vgl. Ostrow 1981 und 1990, Kilpinen 2002, Hartmann 2003: 158 ff., Dalton 2004, Shilling 2008: 18 f. sowie Bogusz 2010. Zum Vergleich von George H. Mead und Bourdieu haben Hans-

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

turgegebene Fähigkeiten anzunehmen, steht am Ausgangspunkt von Bourdieus soziologischer Konzeption, mit der er sowohl somatische Aneignung als auch körperliche Trägheit fokussiert. Die affektive Dimension des Sozialen wird von Bourdieu ebenfalls berücksichtigt, wenn auch als Marginalie.

Bei Foucault bildet der Körper ab *Überwachen und Strafen* eine wichtige Analysekategorie. Während Foucault hier die Ausbildung inkorporierter Gewohnheiten unter den spezifischen Bedingungen der Disziplin studiert, erfasst er die körperliche Ausbildung von Handlungsschemata in seinen späten Arbeiten zur griechischen Askese als eine (in Grenzen) freiere Ausrüstung des eigenen Selbst. Foucault untersucht in seinen Studien daher insbesondere die soziale Gestaltung des Körpers in verschiedenen Formen der Übung.

In Butlers Ansatz finden sich unterschiedliche Herangehensweisen, den Körper analytisch zu erfassen. Einerseits lehnt Butler die Auffassung eines vorkulturellen Körpers strikt ab, etwa in ihrer Kritik an Foucaults Konzeption des Körpers als eines Mediums für Einschreibungen. Damit scheint sie die ontologische Existenz eines Körpers, der Gewohnheiten annehmen kann, fundamental zurückzuweisen. Andererseits wendet sie sich gegen idealistische Vorstellungen, die Körper auf linguistische Effekte reduzieren. Dabei wählt sie insbesondere einen Anschluss an die Psychoanalyse, um sowohl die Körperlichkeit des Sprechens als auch die affektive Verhaftung mit einer Identität zu erfassen.

In Latours Soziologie wird ein umfassendes Repertoire von Praktiken analysiert: wissenschaftliche Praktiken des Beobachtens, Messens und Schreibens, die Praxis des Auf- und Zuschließens einer Haustür, die Praxis des Autofahrens u.v.a. – stets handelt es sich um körperlich aus- und aufgeführte Handlungen, die im Detail betrachtet werden. Wenn es jedoch darum geht, die Körperlichkeit dieser Praktiken systematisch in die Analyse einzubeziehen, bleibt Latours Soziologie der Assoziationen auffallend unentschieden. Nur sehr wenige Bemerkungen finden sich

Josef Wagner (1993) und Mitchell Aboulafia (1999) gearbeitet. Zur Kontextualisierung von John Dewey und Bourdieu vgl. Colapietro 2004 und Shusterman 1999. Ein Verweis auf Ähnlichkeiten zwischen Deweys und Bourdieus Praxisverständnis findet sich auch bei Cole (1995). Dagegen fehlt jedoch auch in Arbeiten, die sich explizit Bourdieus philosophischen Bezügen widmen, eine Kontextualisierung mit dem Pragmatismus, vgl. Zenklusen 2010. Allerdings hatte der Pragmatismus keinen Einfluss auf Bourdieus intellektuelle Sozialisation, vgl. Robbins 2002. Bourdieu selbst verweist darauf, er habe Dewey erst spät rezipiert, dabei aber »unbestreitbare Affinitäten oder Berührungspunkte« (Bourdieu/Wacquant 1996: 155) ausmachen können. Zu einem ausführlichen Vergleich von Praxistheorie und Pragmatismus siehe auch Schäfer 2012.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

bei Latour zu inkorporierten Erfahrungen und Kompetenzen. Auf sie wurde bei der Diskussion Latours bereits ausführlich eingegangen. Mit seiner starken These von der ausschließlichen Stabilisierung des Sozialen durch Dinge legt Latour seinen Fokus auf die Materialität der Artefakte, ohne die spezifische Materialität des Körpers einzubeziehen. Der Körper spielt daher nur eine marginale Rolle in Latours Soziologie – als vorhandene, aber analytisch nicht weiter ausgestaltete Größe. Impulse für eine mögliche Neuorientierung der ANT-Perspektive bestehen jedoch in den Bemerkungen Latours zur Affektivität.

Während also alle vier betrachteten Ansätze den Körper in ihren Arbeiten berücksichtigen, variiert die Rolle, die diesem als analytischer Kategorie zukommt, beträchtlich. Sie ist bei Bourdieu und Foucault am deutlichsten ausformuliert. Mit diesen unterschiedlichen Ausgestaltungen der Kategorie sind daher auch je spezifische Konzeptionen der Stabilisierung und Destabilisierung des Sozialen verbunden, die im Folgenden genauer beleuchtet werden.

6.2.1.2 Inkorporation

Bourdieus Theorie lokalisiert Gewohnheiten im sozialisationsbedingten inkorporierten Habitus und bezeichnet außerdem die im engeren Sinne körperlichen Verhaltensweisen zusätzlich mit dem Begriff der »Hexis«. Er begreift den Körper als einen biologischen Organismus, der in der Lage ist, nicht naturgegebene, sozial konstituierte Verhaltensweisen anzunehmen. Mit dieser Position sind verschiedene theoretische Konsequenzen verbunden: Zum einen wird die Herausbildung des Habitus als ein fundamental zeitlicher Prozess verstanden, in dem inkorporierte Schemata aus der Vergangenheit die gegenwärtige körperliche Aneignung neuer Schemata beeinflussen. Zum anderen wird die Herausbildung des Habitus als ein langwieriger Lernprozess begriffen, in dem Verhaltensweisen gegen körperliche Widerstände übend angeeignet werden. Auf diese Weise bilden sich sozial konstituierte Verhaltensweisen als eine »zweite[ ] Natur«[13] der Akteure in nicht-bewussten körperlichen Bereichen aus. In der somatischen Verankerung von Einstellungen und Verhaltensweisen liegt für Bourdieu die Erklärung der Tatsache begründet, dass den Akteuren eine Begründung gewisser Handlungen oft nicht möglich ist und dass einer Verbalisierung impliziten Wissens Grenzen gesetzt sind. Bourdieu sieht in der Nicht-Bewusstheit der Schemata des Habitus daher außerdem eine Ursache für die Statik des Sozialen, worauf im nächsten Abschnitt genauer eingegangen wird. Analytisch hat Bourdieus Verweis auf die zeitliche Ausbildung des Habitus jedoch wenig Konsequenzen. So beleuchtet Bourdieu die He-

13 Bourdieu 1992b: 84.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

rausbildung des Habitus nicht in empirischen Studien als einen Prozess, in dem bereits vorhandene Schemata mit neuen konfrontiert werden – auch nicht in seinen Arbeiten, die explizit den Bildungsinstitutionen gewidmet sind. Vielmehr beschränkt er sich hier letztlich auf den allgemeinen Hinweis, dass einerseits die Habitus der Akteure bereits hinreichend an ihre Umgestaltung durch die schulische oder universitäre Ausbildung angepasst sind, dass sie also bereits eine Prädisposition zu ihrer Veränderung enthalten, sowie dass andererseits die Institutionen im Selektionsprozess nur solche Akteure auswählen, bei denen diese Prädisposition vorliegt. Lernen wird daher von Bourdieu nicht als eine fortwährende Konfrontation mit neuen Denkweisen, die vor dem Hintergrund bereits inkorporierter Schemata eingeordnet, geprüft und angeeignet werden, analysiert.

Bourdieus Perspektive auf die soziale Konstitution des Körpers verbindet die Habitustheorie mit Foucaults Studien zur disziplinären Ausbildung von Handlungsschemata sowie zu freieren Formen der Gestaltung des Selbst in der antiken Ästhetik der Existenz. Seit Foucault in *Überwachen und Strafen* »gelehrige […] Körper«[14] studiert hat, bildet die körperliche Annahme von Fähigkeiten und Gewohnheiten einen Schwerpunkt seiner Forschung, den er mit der Analyse der griechischen Technologien des Selbst wieder aufgegriffen hat. Foucault hat damit die historische Ausbildung von Subjektivität, die ein übergreifendes Thema seiner Studien bildet, in Teilen seiner Arbeiten als einen Prozess der Einverleibung beschrieben. Inwiefern vertritt Foucault also ein Konzept von Inkorporierung, das mit den körperlich lokalisierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata bei Bourdieu vergleichbar ist? Herbert Willems weist darauf hin, dass die in *Überwachen und Strafen* beschriebene »Automatik der Gewohnheiten«[15] als nicht-bewusstes Ausführen von Handlungen den Automatismen des Habitus entspricht.[16] José López und John Scott vertreten die These, dass Foucault und Bourdieu je spezifische Konzepte »verkörperter« sozialer Strukturen teilen.[17] Foucaults Darstellung der Einkörperung der Gewohnheiten durch die Disziplinarmechanismen weist in der Tat Gemeinsamkeiten mit der Sozialisation von präreflexiven Dispositionen und Verhaltensweisen bei Bourdieu auf. Foucault, der seine Analysen als eine »Untersuchung der Machtmechanismen, die den Körper besetzt haben, der Gesten und Verhaltensweisen«[18] beschreibt, betrachtet ebenso wie Bourdieu Prak-

14 Foucault 1976: 380.
15 Foucault 1976: 173.
16 Vgl. Willems 1997: 184.
17 Vgl. López/Scott 2000: 88–90 und 98–100. Auch David Eick betont die Ähnlichkeit der Körperkonzepte von Bourdieu und Foucault, vgl. Eick 1999: 91.
18 Foucault D&E 157: 939.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

tiken, die als Gewohnheiten körperlich lokalisiert sind. Die Genealogie fasst die Einübung von Verhaltensweisen als eine Einkörperung, die durch Überwachung und Perfektionierung funktioniert und bis in die kleinsten, alltäglichsten Gesten reicht. Die scheinbare Natürlichkeit von Gewohnheiten des Körpers wird als eine kulturell produzierte sichtbar. In Opposition zu Theorien, die Verhalten auf anthropologische Konstanten zurückführen, geht auch Bourdieu davon aus, dass die Körper – in Foucaults Begrifflichkeit – »gelehrig« sind.[19]

Im Unterschied zu Bourdieu analysiert Foucault in seinen Studien konkrete Prozesse der Herausbildung von Subjektivität. Er beleuchtet dabei zwei verschiedene Formen von Übungen, zwei Praktikenkomplexe, die historisch weit von einander entfernt und unterschiedlich organisiert sind. In *Überwachen und Strafen* nimmt Foucault Verhältnisse einer normierenden Ausbildung von Subjektivität in den Blick, die er als charakteristisch für die Disziplinargesellschaft begreift. Die Einübung von Gewohnheiten bildet hier stets einen Zusammenhang mit der Konstitution nützlicher und produktiver Subjekte. Kennzeichen dieser disziplinierenden Subjektivierung sind eine starke Institutionalisierung, hierarchische Überwachung und sanktionierende Maßnahmen. Die individualisierende Prüfung und die Ausrichtung der Subjekte an einer Norm bilden Foucaults Studien zufolge den Regelfall der Ausbildung von Gewohnheiten unter den Bedingungen der Disziplinargesellschaft. Die Arbeiten Foucaults zur Disziplinargesellschaft lassen sich auf zwei Weisen lesen: einerseits als Gesellschaftstheorie, mit der die historische Prävalenz einer spezifischen Form von Subjektivität herausgearbeitet wird, sowie andererseits als Sozialtheorie, die konkrete Praktiken der Subjektivierung untersucht und sich dabei durch ihre besondere analytische Sensibilität für bestimmte Verbindungen auszeichnet. In gesellschaftstheoretischer Perspektive handelt es sich bei Foucaults Studien um eine Beschreibung spezifisch moderner Subjektivierungsweisen als normierender Disziplinierung, in sozialtheoretischer Perspektive um einen Typ von Analyse, der Subjektivität auf konkrete Mechanismen der Stabilisierung von Praxis zurückführt und dabei herausarbeitet, wie diese Mechanismen auf kulturell verfügbare Technologien zurückgreifen und in konkreten institutionellen Verfahrensweisen verankert sind: Die Disziplinierung der Subjekte ist nicht durchführbar ohne die Kasernierung der Soldaten und die Ausdifferenzierung militärischer Hierarchien, ohne den kontrollierenden Blick des Vorarbeiters in der Fabrik, ohne das Format der Prüfung, um die herum das Schulsystem organi-

19 Bourdieu selbst hat an einigen Stellen auf Foucaults Analysen der Disziplinierung des Körpers verwiesen. Vgl. dazu sowie zum Verhältnis von Bourdieus und Foucaults Ansatz allgemein Schäfer 2009 und Reckwitz 2011.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

siert ist. Die Disziplinierung der Subjekte wird auch von der räumlichen Lenkung überwachender Blicke getragen, die – wie Foucault am Beispiel der panoptischen Architektur pointiert herausarbeitet – durch die wechselseitige Verschränkung von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit operieren kann. Die disziplinierende Ausbildung von Subjektivität beruht folglich auf vielfältigen Praktiken der Prüfung, Überwachung und Kontrolle, die im Zusammenspiel mit Institutionen und architektonischen Arrangements eine normierende Ausbildung von Verhaltensweisen als historisch spezifische Form der Subjektivierung hervorbringen.

Dagegen beschreibt Foucault in Bezug auf die Technologien des Selbst, deren Transformation er studiert, im »goldenen Zeitalter« der Selbstsorge in der hellenistischen Kaiserzeit Freiräume der Selbstkonstitution, die eine Bezeichnung als »Ästhetik der Existenz« oder »Lebenskunst« rechtfertigen. Er untersucht, welche Form Selbstverhältnisse annehmen können, wenn sie geringer institutionalisiert und in ihrer Ausführung wenig kodifiziert sind, keinen allgemeinverbindlichen Charakter besitzen sowie im Wesentlichen von philosophischen und freundschaftlichen Vermittlungsweisen getragen werden. Damit eröffnet er eine Perspektive auf Aneignungsformen von Handlungsschemata jenseits disziplinierender Normierung. Am Beispiel der asketischen Praktiken zur Ausrüstung des Selbst im Rahmen einer Ästhetik der Existenz zeigt Foucault auf, welche Formen Subjektivierung annehmen kann, wenn sie nicht auf Institutionen der Überwachung bezogen ist, unabhängig von Hierarchien erfolgt und nicht zu normierender Disziplinierung führt. Zwar blieb er in politischer Hinsicht skeptisch gegenüber einem allzu einfachen Kurzschluss zwischen der griechischen Vergangenheit und der Gegenwart und warnte davor, heutige Formen von Subjektivierung mit der Ästhetik der Existenz zu identifizieren oder in den griechischen Technologien des Selbst eine Lösung für gegenwärtige Probleme zu suchen, die in einer bloßen Übertragung der damaligen Techniken auf heute bestehen würde.[20] Seine späten Arbeiten lassen sich jedoch sozialtheoretisch als analytische Sensibilisierung für Formen wiederholender Selbstkonstitution jenseits disziplinierender Subjektivierung verstehen und aufgreifen. Methodologisch liegt in Foucaults Studien die Aufforderung begründet, Lernprozesse und körperliche Aneignung nicht isoliert zu betrachten, sondern im Kontext anderer Praktikenkomplexe sowie institutioneller und materieller Arrangements zu verorten. Seine Arbeiten können praxeologische Forschungsvorhaben anleiten, unterschiedliche historische und lokale Formen der Ausrüstung des Selbst im Detail zu analysieren und dabei auch verschiedene Vermittlungsformen von Praktiken zu beleuchten. Inwiefern sich freiere Formen der Selbstkonstitution in gegenwärtigen Gesellschaften wiederfinden lassen,

20 Vgl. Foucault D&E 326 sowie dazu ausführlich Schäfer (i.E.).

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

welche historischen Veränderungen erfolgt sind oder welche zukünftigen Veränderungen sich am Horizont abzeichnen, bleibt empirisch zu untersuchen und im Detail zu begründen. Die Möglichkeit, sie in den Blick zu nehmen, wird jedoch vom heuristischen Vokabular Foucaults eröffnet.

Butler spricht, anstatt konkrete körperliche Lern- und Aneignungsprozesse von Praktiken zu erfassen, von der »Sedimentierung« einer Wiederholung, ohne den Ort dieser Sedimentierung genauer zu bestimmen. Daher bleibt offen, ob sie sich mit dem Begriff auf das Wiederholungsgeschehen selbst oder auf eine Art von körperlich lokalisierter Erfahrung bezieht. Einige Randbemerkungen zu Bourdieus Habituskonzept als »Körperwissen«, die im Kontext einer Diskussion Althussers fallen, deuten zwar darauf hin, dass Performativität von Butler auch in Begriffen inkorporierter Fähigkeiten erfasst werden kann. Dieser theoretische Zugang steht allerdings in einem widersprüchlichen Verhältnis zu Butlers Kritik an Foucaults Modell körperlicher Einschreibung. Darüber hinaus bleibt es hier bei einer Andeutung Butlers, die nicht zu einer analytisch tragfähigen Konzeption von Inkorporation ausgebaut wird. Anstatt diese Linie weiter zu verfolgen, erfasst Butler die Körperlichkeit des Sozialen im Anschluss an psychoanalytische Modelle affektiven Verhaftetseins.

Im Unterschied zu Butler bezieht sich Latour positiv auf Foucaults Konzeption körperlicher Einschreibung, wenn er in einer Fußnote die Perspektive auf die »Ausrüstung« des Selbst in Foucaults Spätwerk zustimmend hervorhebt.[21] Allerdings beleuchtet Latour in seinen Studien selbst keine Lernprozesse. In seinen verstreuten Bemerkungen zu implizitem Wissen und körperlichem Know-how, die oben eingehend diskutiert worden sind, wird die Aneignung von Gewohnheiten in Ausbildungsprozessen nicht thematisiert. An die theoriesystematische Stelle der Subjektivierungspraktiken bei Foucault tritt Latours Versuch, die Aneignung von Kompetenzen auf zirkulierende Elemente zurückzuführen, die er mit der »Plug-In«-Metapher zu erfassen sucht. Aus einer Reihe von Gründen kann diese, wie bereits ausgeführt, jedoch nicht vollständig überzeugen, denn Latour tendiert mit dem Konzept zur Verdinglichung von Kompetenzen und blendet die praktischen und körperlichen Aneignungsprozesse dieser Kompetenzen aus. Sein Verfahren der Verdinglichung steht sowohl mit der Tendenz der ANT, die Stabilisierung des Sozialen auf Artefakte zurückzuführen, als auch mit Latours methodologischer Unterscheidung zwischen Mittlern und Zwischengliedern in einem Zusammenhang. Gewohnheiten werden dabei auf der Seite der Zwischenglieder verortet und als eine Kategorie verstanden, die keinen Unterschied in eine Kette von Assoziationen ein-

21 Vgl. Latour 2007: 367 Fn.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

führt und die folglich analytisch unerheblich ist. Dagegen wird in der ANT jede Einheit, die eine Differenz hervorruft, als »Mittler« verstanden – ein Begriff, den Latour insbesondere auf Artefakte bezieht. Indem Latour nun Kompetenzen quasi-materialistisch als zirkulierende Einheiten verdinglicht und damit in die Nähe von Artefakten rückt, scheint er sie als Mittler konstruieren zu wollen, um sie auf diese Weise für seine analytische Perspektive anschlussfähig zu machen. Die Vorstellung von Gewohnheiten wird daher zugunsten des »Plug-In«-Konzepts verworfen. Die Verdinglichung von Kompetenzen erlaubt es Latour, diese im Sinne der ANT als Mittler zu begreifen, und die konkreten Aneignungsprozesse impliziten Wissens auszublenden.

6.2.1.3 Die Trägheit des Körpers

Je stärker praxeologische Ansätze auf die somatische Dimension impliziten Wissens verweisen, desto größer ist die Relevanz körperlicher Trägheit für ihre Erklärung sozialer Stabilität. Dass Praktiken sich Veränderungen gegenüber als widerständig erweisen, hängt mit der »tiefen« Verankerung impliziten Wissens im Körper zusammen. Auch wenn Bourdieu die Aneignungsprozesse der inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata nicht in empirischen Studien verfolgt hat, liegt seinem Habituskonzept dennoch die Berücksichtigung langwieriger, anhaltender und umfassender Prozesse der Inkorporation zugrunde. Daher spielt die Resistenz der körperlich lokalisierten Schemata gegenüber Veränderungen, für die Bourdieu den Begriff »Hysteresis« prägt, in seiner Theorie der Praxis eine zentrale Rolle. Der Doppelcharakter der Hysteresis wird später noch beleuchtet. Zunächst ist festzuhalten, dass mit der somatischen Qualität impliziten Wissens auch die Nicht-Bewusstheit des praktischen Handelns und die Schwierigkeit seiner Verbalisierung sowie die Trägheit der erlernten Schemata verbunden sind. Was in mühsamer körperlicher Arbeit angeeignet wurde, was sich überhaupt nicht oder nur schwer verbalisieren lässt, lässt sich auch nur bedingt verändern. Daher ist die Hysteresis wesentlich mitverantwortlich für die Statik des Sozialen, und der präreflexive Charakter der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata setzt einer Veränderung des Habitus, ob willentlich oder nicht, faktische Grenzen.

Bourdieus Verweis auf die Präreflexivität eines großen Teils menschlichen Handelns bildet für Butler einen wesentlichen Anknüpfungspunkt, den sie im Rahmen ihres positiven Rekurses auf Bourdieus Habituskonzept hervorhebt. Auch Butler sieht in der Nicht-Bewusstheit eine Voraussetzung für die Persistenz kultureller Ordnungen. Die Bedeutung der vorprädikativen Verhaftung mit einer Norm bildet daher Butlers eigener Einschätzung zufolge eine Gemeinsamkeit zwischen dem Habituskonzept und der Performativitätstheorie, die sie in dieser Hinsicht

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

jedoch, anstatt den Anschluss an Bourdieu weiter zu verfolgen, mit psychoanalytischen Modellen von Affektivität zusammenführt.

Die Inkorporation des impliziten Wissens und dessen Präreflexivität führen zu einer körperlichen Trägheit von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die soziale Praxis stabilisieren und gegen Veränderungen immunisieren können. Die Trägheit des Körpers muss jedoch als eine ambivalente Kategorie begriffen werden, die nicht allein auf der Seite der statischen Wiederholung und der stabilen Hervorbringung von Praxis verortet werden kann, sondern die auch Irritationen und misslingende Praktiken hervorrufen kann. Sie ist nämlich ebenfalls einzubeziehen, wenn eine unvorhergesehene Situation das implizite Wissen herausfordert, wenn die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata nicht an einen gegebenen Kontext angepasst sind. Den Impuls für diese Perspektive auf inkorporierte Schemata hat ebenfalls Bourdieu geliefert. Der »Hysteresis«-Effekt ist demnach nicht nur für die Stabilität des Habitus in der Zeit verantwortlich, sondern andererseits auch die Ursache dafür, dass Handlungsschemata sich nicht ohne weiteres an veränderte Situationen anpassen lassen, wodurch es zu Missverhältnissen bei der Hervorbringung angemessener Praktiken kommen kann. Von diesem Doppelcharakter der Hysteresis ausgehend, ließen sich nun in praxeologischen Forschungen verstärkt Situationen der Nicht-Angepasstheit von Habitus und sozialer Welt analysieren. Diese Konsequenz zieht Bourdieu in seinen eigenen Arbeiten jedoch nicht, da sie auf die Konstruktion von Homogenität ausgerichtet sind und ausschließlich die Statik sozialer Reproduktion fokussieren können. Die Ambivalenz der Hysteresis könnte daher über Bourdieus eigene Arbeiten hinaus in der praxeologischen Forschung stärker entfaltet werden.

Körperliche Trägheit wird in Foucaults Arbeiten ebenfalls einbezogen, jedoch zusätzlich unter einem Blickwinkel erfasst, der in den anderen Ansätzen nicht vorhanden ist. Wenn er in seiner Studie der Disziplinargesellschaft herausarbeitet, dass der Körper von disziplinären Technologien als »Sitz einer Dauer«[22] adressiert wird, so wird die Dauerhaftigkeit der Inkorporation von Verhaltensschemata nicht auf einen vorkulturellen Körper zurückgeführt, sondern in einer historisch spezifischen Konstellation verortet. Somit lässt sich Butlers Kritik an einem Modell der »Einschreibung« bei Foucault teilweise relativieren. Foucault betont in seinen Studien, dass der disziplinierte Körper kulturell *als* ein nützlicher und produktiver Körper *hergestellt* wird, und verweist mit seiner anti-essentialistischen Perspektive der Genealogie darauf, dass die Ausbildung von Gewohnheiten nicht von der Art und Weise des Zugriffs auf den Körper getrennt betrachtet werden kann. Den Modus dieses Zugriffs bilden verhaltensstabilisierende Übungen,

22 Foucault 1976: 199.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

die gleichzeitig auf die Dauerhaftigkeit einer Inkorporation abzielen und den »Sitz einer Dauer« produzieren. Daher ist die Trägheit inkorporierter Schemata aus Foucaults Perspektive nicht allein auf die naturgegebene Disposition des Körpers zurückzuführen, nicht natürliche Fähigkeiten anzunehmen, wie Bourdieu dies formuliert hat. Sie wurzelt nicht in einem ahistorischen somatischen Kern, der jenseits kultureller Modellierungen erfasst werden könnte. Vielmehr wird körperliche Rezeptivität selbst immer schon in historisch und lokal spezifischen Praktikenkomplexen konstituiert. Wie Foucault herausgearbeitet hat, muss die kulturelle Formung des Körpers als so umfassend begriffen werden, dass bereits die Frage nach einer natürlichen Prädisposition des Körpers nicht mehr formuliert werden kann. So kommt beispielsweise der Institution Schule im Rahmen disziplinierender Subjektkonstitution die Funktion zu, die Aufmerksamkeit des Körpers zu trainieren, damit dieser als »Sitz einer Dauer« angesprochen und als produktive Größe normiert werden kann. Und bereits die soziale Einteilung der Zeit, die koordinierte Tagesabläufe und somit den Anschluss der Körper an die Normierungsmechanismen der Disziplin ermöglicht, ist eine Voraussetzung, ohne die körperliche Trägheit nicht ausgebildet werden kann. Der Körper ist daher eine immer schon kulturell geformte Entität, deren Trägheit in historisch und lokal spezifischen Praktikenkomplexen konstituiert wird.

Bei Latour lässt sich ein widersprüchliches Verständnis körperlicher Trägheit herausarbeiten. Er scheint einerseits der Fähigkeit des Körpers grundsätzlich zu misstrauen, Handlungsschemata in der Zeit aufrechtzuerhalten, wenn er im Vergleich mit der Affengesellschaft auf die Flüchtigkeit all jener sozialer Praktiken verweist, die nicht durch Dinge stabilisiert werden. Damit spricht die ANT körperlicher Trägheit offenbar jegliche Relevanz ab. Im Widerspruch dazu steht andererseits Latours Randbemerkung, körperliches Know-how und Gewohnheiten müssten als Zwischenglieder verstanden werden, als eine Kategorie, die analytisch keinen Unterschied macht und daher nicht von Belang ist. Mit dieser Begründung schließt er eine analytische Berücksichtigung von Gewohnheiten aus seiner Soziologie aus. Er vertritt damit in Bezug auf Gewohnheiten ein statisches Verständnis von Wiederholung als gleichförmiger, identischer Hervorbringung und damit absoluter körperlicher Trägheit. So schießt Latour aus praxeologischer Perspektive in beide Richtungen über das Ziel hinaus, indem er einerseits einen Körper denkt, der nicht in der Lage ist, das Soziale in Raum und Zeit zu stabilisieren, und andererseits Gewohnheit als mechanische Hervorbringung einem eingeschränkten, identitätslogischen Wiederholungsverständnis unterordnet. Gerade aufgrund der Unterstellung einer absolut identischen Wiederholung weist Latour also die Kategorie der Gewohnheit zur Beschreibung der Stabilisierung sozialer Praktiken zurück.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

In Bezug auf die zentrale Relevanz des Körpers in praxeologischen Positionen ließe sich nun kritisch fragen, warum Körper in Latours Beschreibungen von Akteur-Netzwerken nicht selbst als Aktanten begriffen werden, als riskante Mittler, die eine gewisse Stabilität von Praktiken hervorbringen können, und die analytisch zu berücksichtigen sind, wenn nach der Verknüpfung von Orten gefragt wird. In Latours Bemerkungen zur Affektivität, auf die noch genauer eingegangen wird, zeichnet sich ein solcher Ansatz andeutungsweise ab. Mit der affektiven Dimension des Sozialen wird in einigen der betrachteten Positionen eine spezifische Form der »Trägheit« des Körpers beschrieben.

6.2.1.4 Affektivität

In Butlers Position wird von allen diskutierten Ansätzen die psychische und affektive Dimension von Subjektivität am deutlichsten ausformuliert. Sie arbeitet im Anschluss an die psychoanalytischen Modelle Freuds und Lacans sowie deren Kritik in der feministischen Theorie eine Perspektive auf die Ich-Bildung heraus, die auf eine fundamentale Ambivalenz verweist. Im Konzept der Melancholie verbindet Butler zwei Aspekte von Subjektivierung: die leidenschaftliche Bindung an eine Unterwerfung sowie die Unmöglichkeit der Schließung von Identität. Das »leidenschaftliche Verhaftetsein« bezeichnet dabei die affektive Qualität der Bindung eines Subjekts an seine eigene Unterwerfung und resultiert aus der melancholischen Herausbildung von Identität, dem Modell der Subjektwerdung in der Psychoanalyse. Ein Selbstverhältnis entsteht dieser psychoanalytischen Konzeption zufolge durch eine Rückwendung auf sich selbst in einem Prozess der Ausbildung einer kritischen Instanz, die vom Ich abgespalten wird und dadurch Reflexivität ermöglicht. Die melancholische Herausbildung des Ichs ist auf den Verlust eines Objekts oder Ideals zurückzuführen, der nicht betrauert werden kann. Dabei wird nicht nur die Liebe, die ursprünglich dem verlorenen Objekt entgegengebracht wurde, in das Ich aufgenommen, sondern ebenso der Zorn und die Wut über den Verlust wie auch Schuldgefühle. Letztere erscheinen als Gewissen, als Ort der kritischen Instanz, gegen sich selbst gewendet. Die Herausbildung des Ich, die psychoanalytisch als eine Rückwendung vom Objekt zum Ich beschrieben wird, begreift Butler als einen ambivalenten Prozess, da Identität sich ausschließlich in Relation zu dem herausbilden kann, was sie nicht ist und nicht sein darf. Die Rückwendung kann dabei nie abschließend vollzogen werden, weil die Psyche die Spur des ausgeschlossenen Anderen als Rest in sich trägt. Butler zufolge ist Subjektivierung daher ein affektiver und ambivalenter Prozess der emotionalen Bindung an Identitätskategorien. Das Festhalten an einer Unterwerfung, die Trägheit Veränderungen gegenüber, führt Butler auf die leidenschaftliche Verhaftung mit einer

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Unterwerfung zurück, die Möglichkeiten zur Veränderungen verschleiert. In dieser vorprädikativen, emotionalen Verhaftung identifiziert sie Gemeinsamkeiten mit Bourdieus Verweis auf den nichtbewussten Glauben als einen Aspekt körperlicher Trägheit. An die theoriesystematische Stelle körperlicher Trägheit in den anderen diskutierten Ansätzen tritt somit bei Butler die affektive Dimension, die in psychoanalytischen Begrifflichkeiten erfasst wird.

Gleichzeitig verweist Butler über die Ambivalenz der Melancholie auch auf die Grenzen dieser Trägheit, da die melancholische Bindung an den ausgeschlossenen Anderen die vollständige und endgültige subjektivierende Unterwerfung durchkreuzt. Das Unbewusste wird somit auch als Quelle der Instabilität von Handlungen gesehen. Indem Butler mit Shoshana Felman auf die körperliche Dimension des Sprechaktes eingeht, hebt sie die Möglichkeit des Kontrollverlustes über das Sprechen hervor und zeigt auf, dass Sprechakte von einem potentiellen Misslingen bedroht sind. Die psychische Dimension des Unbewussten kann jederzeit die Pläne der Sprecher durchkreuzen, deren Intentionen das Gelingen eines Sprechaktes niemals sicherstellen und garantieren können. Butler verweist darauf, dass jegliche Praxis aufgrund ihrer Körperlichkeit und ihrer nichtbewussten, affektiven Dimension scheitern kann und dass wir keine vollständige Kontrolle über unser Handeln ausüben können. Sie schließt damit an die Provokation Freuds an, dass das Ich nicht »Herr im eigenen Haus« ist, und integriert die psychoanalytische Betonung der nichtbewussten Dimension jeden Handelns in die Praxistheorie. Sowohl das Scheitern einer einzelnen Praxis als auch die Subjektivierung, verstanden als ein ambivalentes Verhältnis von leidenschaftlicher Bindung an eine Unterwerfung und entgegengesetzter melancholischer Identifizierung, können daher mit Butler als fundamental psychisch-affektive Prozesse analysiert werden.

Bei Latour wird die affektive Dimension nicht als ein allgemeines Charakteristikum der menschlichen Psyche beschrieben, sondern vielmehr als Ergebnis eines praktischen Lern- und Aneignungsprozesses. In diesem Zusammenhang wird nun der Körper, wie im vorherigen Abschnitt bereits angedeutet, von Latour als ein Ort kulturell herausgebildeter Gewohnheiten begriffen, indem auf die praktische Produktion affektiver Sensibilität durch spezifische Techniken verwiesen wird. Im Unterschied zu den dominanten Tendenzen, die innerhalb von Latours Arbeiten identifiziert worden sind, erkennt Latour hier mit seiner These »to have a body *is to learn to be affected*«[23] ausdrücklich Lernprozesse an. Latours Beispiel ist das Training olfaktorischer Wahrnehmung mittels eines »Werkzeugkastens« von Riechfläschchen, der zur Ausrüstung des Körpers mit einer größeren Sensibilität genutzt wird. Latour ver-

23 Latour 2004: 205.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

tritt damit bezeichnenderweise gerade in Bezug auf die fundamentale Ausstattung des Körpers mit der Fähigkeit zu Empfindungen, gerade in Bezug auf die affektive Dimension der Wahrnehmung, eine kulturalistische Perspektive, in deren Mittelpunkt die praktische Aneignung von Gewohnheiten steht. Aus diesen Bemerkungen Latours, die innerhalb seiner Theorie allerdings nur eine marginale Rolle spielen, ließe sich eine Reihe analytischer Konsequenzen entwickeln, um sowohl die Affektivität des Sozialen als auch körperliche Lernprozesse in der ANT zu erfassen. Von besonderer Bedeutung sind die Ausführungen Latours insofern, als sie gewissermaßen einen »missing link« in seiner Theorie der Assoziationsketten bilden: In der ANT ist der Körper als genuine analytische Größe bislang zu wenig beleuchtet worden. Sie fokussiert mit ihrer symmetrischen Perspektive auf menschliche und nicht-menschliche Aktanten die Wirkung von Entitäten auf andere Entitäten. Wenn die Affizierung des Körpers darin besteht, »[to be] ›effectuated‹, moved, put into motion by other entities, humans or non-humans«[24], so hat Latour damit eine Beziehung zwischen Artefakten und Körpern über die Affektivität körperlicher Wahrnehmung hergestellt. Wird diese Sensibilität des Körpers, sich von Sinneseindrücken affizieren, also »bewegen« zu lassen, nun als Lernprozess begriffen und analysiert, so wird damit die Ausbildung von Gewohnheiten an einer zentralen Stelle innerhalb von Latours theoretischer Konzeption verankert. Diese Perspektive auf die Stabilisierung von Wahrnehmung durch konstituierende Übungen steht jedoch in Latours Ansatz noch relativ unverbunden für sich.

Nicht unerwähnt bleiben sollte zum Schluss, dass auch Bourdieus Soziologie die Affektivität sozialer Praxis durchaus berücksichtigt. Bei Bourdieu ist allerdings Affektivität als ein Element des Habitus, das Entscheidungen der Akteure auf bestimmte Gegenstände, Personen oder Orte richtet, so elementar in die Sozialtheorie eingelassen, dass sie nicht als genuine analytische Dimension ausformuliert ist. Die Wahrnehmung von Praktiken, Gegenständen oder Personen und ihre Klassifikation durch die Akteure beruhen Bourdieu zufolge auf Gefühlen von Sympathie und Antipathie, welche die Akteure bestimmte Gegenstände bevorzugen (Geschmack), bestimmte Personen als Freunde auswählen oder bestimmte Orte aufsuchen beziehungsweise meiden lassen. Die affektive Dimension dieser Wahlen ist jedoch für Bourdieu so grundlegend, dass er sie nicht selbst untersucht, sondern im Rahmen seiner Differenzierung von Lebensstilen voraussetzt.

24 Latour 2004: 205.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

6.2.1.5 Die praktische Konstitution des Körpers

Unter der praktischen Konstitution des Körpers sollen hier zwei verschiedene Aspekte verstanden werden: Zum einen spezifische Praktiken der Modifikation des Körpers, die auf dessen Veränderung zielen, zum anderen historisch und lokal kontingente Wahrnehmungsweisen des Körpers, die wiederum in bestimmte Praktikenkomplexe eingebettet sind. Damit soll der Körper nicht wie in der bisher geführten Auseinandersetzung als *Ort* der Inkorporation, sondern auch als *Gegenstand* sozialer Praxis erfasst werden. Bei der Diskussion Foucaults ist jedoch bereits darauf hingewiesen worden, inwiefern dieses Verhältnis fundamental als Doppelfigur zu verstehen ist: In seinen Studien zur disziplinären Herausbildung produktiver und nützlicher Körper hat Foucault dargestellt, wie der Körper zuallererst als »Sitz einer Dauer« adressiert, also zum Gegenstand gemacht werden muss, um Gewohnheiten auszubilden und körperlich einzuschreiben. Aufgrund dieses engen Zusammenhangs lässt sich der Körper nicht als *Ort* von Praktiken denken, ohne ihn gleichzeitig als *Gegenstand*, d. h. als Zielscheibe sozialer Praxis zu begreifen. Die Unterscheidung ist daher grundsätzlich als eine graduelle Differenz hinsichtlich der stärkeren Betonung unterschiedlicher Aspekte zu verstehen.

In der ersten Dimension der praktischen Konstitution des Körpers lassen sich Praktiken der Modifikation des Körpers analysieren: etwa dessen Gestaltung durch sportliches Training, durch Praktiken wie Tätowieren oder Piercing sowie durch chirurgische Eingriffe zu medizinischen Zwecken oder im Rahmen von Schönheitsoperationen. Diese Dimension der praktischen Konstitution des Körpers sei hier jedoch nur der Vollständigkeit halber erwähnt, da sie gewissermaßen am Rande der Perspektive auf Inkorporation lokalisiert ist, insofern die Veränderungen mehr oder weniger Teil des Körpers selbst werden. Vielmehr soll die zweite Dimension der praktischen Konstitution des Körpers genauer beleuchtet werden, da sie einen neuen Aspekt in die Diskussion einbringt. Sie betrifft die *Wahrnehmung* des Köpers, seiner Grenzen und seiner Oberfläche. In dieser Hinsicht eröffnet Butler eine genuine Perspektive auf die Körperlichkeit des Sozialen, die in den anderen Ansätzen nicht vertreten ist. Sie verweist darauf, dass die Materialität des Körpers als Ergebnis kultureller Praktiken beschrieben werden kann, als ein Prozess der *Materialisierung*, in dem Materialität als Effekt beständiger Wiederholung hergestellt wird. Das Argument ist hier nicht von einer körperlichen Materie (als »Ursache«) auf die Erklärung der dauerhaften, stabilen Wiederholung von Praktiken gerichtet, sondern vielmehr umkehrt von der beständigen, gleichförmigen Wiederholung performativer Akte (als »Ursache«) auf den Effekt der Hervorbringung

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

von Materialität. Materialität wird in dieser Perspektive selbst als das Ergebnis eines Stabilisierungsprozesses begriffen, der die Festigkeit und Oberfläche von Körpern performativ herstellt. Diese Dekonstruktion des Materialitätsbegriffs soll es Butler, wie sie ausführt, ermöglichen, einen dritten Weg jenseits der Voraussetzung oder Verneinung von Materialität zu beschreiten. Die dekonstruktivistische Perspektive auf Körperlichkeit ist jedoch mit zwei konzeptuellen Problemen behaftet. Zwar besteht sie nicht in einer linguistischen Verkürzung, da Butler betont, dass Körper nicht allein sprachlich hergestellt werden, sondern in Praktiken, die wiederum selbst als körperlich gedacht werden sollen. Sie verweist in diesem Zusammenhang auf die chiastische Verschränkung von Sprache und Materialität. Butlers Konzeption performativer Materialisierung hat jedoch erstens große Schwierigkeiten, außerhalb dieses theoretischen Zirkelschlusses zwischen Sprache und Materialität Körper als Orte zu begreifen, die Gewohnheiten annehmen können. So wichtig auf der einen Seite Butlers Hinweis ist, dass bereits die theoretische Konzeption von Materialität politische Konsequenzen in sich trägt, dass etwa eine Vorstellung von Materialität als essentialistischer Substanz zu biologistischen Argumentationen führen kann, so bedeutsam ist auf der anderen Seite die konzeptuelle Möglichkeit, die Inkorporation von Gewohnheiten und deren somatische Trägheit theoretisch erfassen zu können. Die widersprüchliche Positionierung Butlers in diesem Zusammenhang ist bereits diskutiert worden.

Das zweite, bedeutsamere konzeptuelle Problem besteht in Butlers Verwendung des dekonstruierten Materialitätsbegriffs selbst. So handelt es sich zwar um einen kulturalistisch gewendeten Begriff von Materialität, Butler verallgemeinert diesen jedoch, um damit sowohl die Materialität der Sprache allgemein, des Sprechaktes und des Körpers zu beschreiben. Sie verfolgt damit eine generalisierende Argumentation, die letztlich selbst universalistisch vorgeht. Ein Impuls zur Lösung dieses Problems in Butlers Ansatz könnte von Latours post-konstruktivistischem Denken von Materialität ausgehen. Anstatt wie Butler nach einer allgemeinen philosophischen Konzeption zu suchen, die unterschiedliche Formen von Materialität zusammenfassen soll, ließe sich nach den konkreten Praktiken fragen, in denen etwa Körpergrenzen konstituiert werden oder in denen Sprache eine materialisierende Wirkung besitzt, ohne jeweils dieselbe Qualität von »Materie« vorauszusetzen. Diese Diskussion wird weiter unten im Zusammenhang mit der praxeologischen Konzeption von Materialität erneut aufgegriffen (Kap. 6.2.2).

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

6.2.1.6 Der Körper als praxeologische Analysekategorie

Der Körper ist eine Analysekategorie, die in praxeologischen Ansätzen vielfältig ausgestaltet, in unterschiedlichem Maße einbezogen und unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet wird. Ausgehend vom Körper kann die Praxistheorie Aneignungsprozesse impliziten Wissens untersuchen, Vermittlungsweisen von Praktiken differenzieren und die Trägheit inkorporierter Schemata berücksichtigen. Sie untersucht dabei die Verbindung zwischen der Stabilität einer Praxis und ihrer somatischen Aneignung. Allerdings müssen Körper nicht nur als Garanten von Stabilität, sondern auch als Quelle der Instabilität der Praxis begriffen werden, sodass die Analyse stets die Ambivalenz der Körperlichkeit zu reflektieren hat.

Die Praxistheorie geht von der »Gelehrigkeit« des Körpers aus und versteht Lernen als einen Prozess der Ausrüstung des Körpers mit Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata. Sie trifft daher in ihren Analysen auf vielfältige Formen der Ausbildung von Gewohnheiten und kann unterschiedliche Vermittlungsweisen von Praktiken betrachten, ihre genuinen Charakteristika differenzieren und beispielsweise die Konsequenzen für die darin ausgebildeten Formen von Subjektivität herausarbeiten. Hier kann sie an Foucaults Studien zur Ästhetik der Existenz anschließen und verschiedene Arten übender Selbstgestaltung in praktischen Wiederholungen untersuchen. Darüber hinaus kann sie den Zusammenhang zwischen der Vermittlungsweise und der Stabilität einer Praxis beleuchten und untersuchen, inwiefern die Körperlichkeit und Nicht-Bewusstheit einer Disposition die unhinterfragte und gleichförmige Reproduktion einer Praxis zur Folge haben kann. Die Stabilisierung von Praktiken durch Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata beruht auf Inkorporation, die ein präreflexives Ausführen und Verstehen von Praktiken zur Folge hat. Das implizite Wissen ermöglicht die selbstverständliche Hervorbringung situativ angemessener und intelligibler Praktiken, sodass sich die Regelmäßigkeit des Handelns nicht aufgrund einer Befolgung abstrakter Regeln, sondern »wie von selbst« in der Praxis herstellt. Die sozialen Schemata, die der Körper sich angeeignet hat, werden zu dessen unhinterfragtem Teil und bilden einen praktischen Sinn, der einer Situation entsprechend, dabei aber nicht mechanisch, wirksam wird. Die Reflexivität der Hervorbringung von Praktiken unterliegt dabei zwar graduell zu differenzierenden Möglichkeiten, eine umfassende und vollständige Reflexion ihrer Handlungen, Pläne und Motivationen bleibt den Akteuren jedoch verwehrt. Vielmehr ist die alltägliche Praxis gerade durch das unhinterfragte und selbstverständliche Handeln geprägt, wobei das Wissen um die Ausführung einer Handlung und das situative Verstehen nie-

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

mals vollständig explizierbar sind, sodass der Reflexion des Handelns nicht überschreitbare somatische Grenzen gesetzt sind. Die Persistenz der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata beruht daher auf der wesentlichen Nicht-Bewusstheit der Praxis. Sowohl die Grenzen der bewussten Veränderung einer Praxis als auch das Phänomen der Macht, die Anerkennung einer Unterwerfung, liegen in der präreflexiven Selbstverständlichkeit des Handelns begründet.

Die körperliche Aneignung garantiert jedoch niemals universal die Stabilität einer Praxis. Die Körperlichkeit der Praxis impliziert stets auch einen möglichen Kontrollverlust über die Hervorbringung von Praktiken, da die Nicht-Bewusstheit der praktischen Schemata jede Kontrolle über eine stabile Reproduktion durchkreuzt. Das Scheitern von Praktiken liegt ebenso wie ihre präreflexive und stabile Hervorbringung wesentlich in ihrer körperlichen Dimension begründet. Jede Stabilität einer Praxis muss daher bereits aufgrund der Körperlichkeit ihrer Wiederholung als prekär begriffen werden. Auch die Trägheit des Körpers ist als ambivalente Eigenschaft zu verstehen, die sowohl für die Stabilität als auch für die Instabilität der Praxis verantwortlich gemacht werden kann. Die Hysteresis inkorporierter Schemata kann gerade dazu führen, dass Praktiken misslingen, dass die Stabilität der Praxis in Instabilität umschlägt. Sie kann, wie Bourdieu selbst herausgearbeitet hat, sowohl Ursache für die gleichförmige Wiederholung als auch für das Scheitern einer angemessenen Hervorbringung von Praxis und für eine daraus resultierende Verschiebung im Handlungsverlauf sein. Die Ambivalenz der Hysteresis könnte daher über Bourdieus eigene Arbeiten hinaus in der praxeologischen Forschung weitaus stärker beleuchtet werden. Im Zwischenfazit zu Bourdieus Ansatz sind bereits einige Vorschläge formuliert worden, wie seine Soziologie für die Anerkennung der Instabilität der Praxis geöffnet werden kann. Das Hysteresis-Konzept könnte hierzu einen wertvollen Beitrag leisten, indem die Heterogenität der inkorporierten Schemata des Habitus auch auf ihre Trägheit bezogen wird: Der Habitus kann in dieser Perspektive als ein Komplex einander überschneidender Schemata mit unterschiedlich starken Hysteresis-Eigenschaften begriffen werden, die sich in verschiedenen Geschwindigkeiten wandeln und an veränderte Umstände anpassen, sodass ihre Logiken miteinander in Konflikt geraten können. Auf diese Weise könnte statt der Homogenität stärker die Inkohärenz der Schemata betont werden. Darauf aufbauend lassen sich analytische Leitfragen formulieren, die Bourdieus Soziologie nicht zu stellen in der Lage ist: In welche Verhältnisse treten die inkorporierten Schemata miteinander? Unterscheiden sie sich in Bezug auf ihre Trägheit und Wandelbarkeit? Stützen sie sich gegenseitig und erlangen dadurch eine relative Stabilität, oder geraten sie miteinander in Konflikt und führen zur Instabilität der Praxis? Die Praxistheorie kann also ausgehend von

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

der Analysekategorie des Körpers erfassen, wie Praktiken angeeignet, einverleibt und mit der Zeit stabil werden, um dabei noch genauer danach zu fragen, welche Praktiken wie leicht veränderbar sind und wodurch sie verschoben werden können.

Grundsätzlich lassen sich Körper in praxeologischer Perspektive nicht nur als Orte, sondern auch als Gegenstände sozialer Praktiken begreifen. Die Praxistheorie geht also nicht nur von der Einverleibung impliziten Wissens und der Körperlichkeit jeglicher Praxis aus, sondern untersucht komplementär dazu auch die auf die Wahrnehmung und Gestaltung des Körpers gerichteten Praktiken. Hier schließen sich Forschungsfragen nach den alltags- oder humanwissenschaftlichen Verständnissen vom Körper und nach deren Auswirkungen auf dessen praktische Konstitution und Modifikation an. Historisch und lokal spezifische Auffassungen und Wahrnehmungsweisen der Grenzen, Qualitäten und Möglichkeiten von Körpern sind an den Prozessen der Stabilisierung sozialer Praktiken beteiligt und können gegebenenfalls auch zu deren Instabilität beitragen.

Die Berücksichtigung der Affektivität des Sozialen (als psychoanalytisches Modell bei Butler sowie als Ausrüstung mit Wahrnehmungsgewohnheiten bei Latour) kann die praxeologische Perspektive allgemein für die emotional-affektive Dimension jeglicher Praxis sensibilisieren und für eine Reihe spezifischer Fragen öffnen. Von Butlers Verweis auf die affektive Ambivalenz der Subjektivierung ausgehend kann die Praxistheorie ihren analytischen Fokus auf die Brüche im Prozess der Subjektkonstitution richten. Auf diese Weise kann das Scheitern der Identitätskonstruktion in den Blick geraten – als misslingender performativer Anschluss an eine Konvention oder als gewollte parodistische Aufführung des Zitatcharakters von Identität. Dabei können sowohl die emotionalen »Einsätze« des Subjekts als auch die psychisch-affektiven Konsequenzen des Verfehlens einer Identität für die Betroffenen einbezogen werden. Die Analyse kann außerdem Situationen herausgreifen, in denen das wiederholende Subjekt eine Praxis zitiert, die mit einer vermeintlich ausgeschlossenen Identität verbunden ist, und in denen auf diese Weise der Anschein einer kohärenten Identität zusammenbricht. Im Anschluss an Latour lässt sich auch die Ausrüstung des Subjekts mit Wahrnehmungsschemata betrachten und als affektiver Sensibilisierungsprozess begreifen. Hier könnte auch eine Verbindung zwischen der Ausbildung von Wahrnehmungsschemata und Foucaults Studien zur Subjektkonstitution im Rahmen der Ästhetik der Existenz gezogen werden: Inwiefern dienen Selbsttechniken wie beispielsweise Meditation dazu, ein Weltverhältnis auszubilden, das sich dadurch auszeichnet, dass es bestimmte Objekte oder Situationen als affizierend annimmt und andere zurückweist? Welche Praktiken sind auf die Steigerung der affektiven Sensibilität gerichtet, welche auf eine möglichst umfassende

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Ausblendung von Stimuli? Inwiefern sind diese Praktiken auf spezifische soziale Felder (Kunst, Ökonomie) oder auf Technologien wie die audio-visuellen Medien bezogen? Sind sie von bestimmten räumlichen Arrangements abhängig?

Wie bereits herausgearbeitet, ist in den vier betrachteten Ansätzen der Körperbezug unterschiedlich stark ausgeprägt und ausgestaltet. Sie bieten daher verschiedene Anschlussmöglichkeiten für praxeologische Analysen. Bourdieus Verwendung des Habituskonzepts hat dabei einen bislang noch nicht thematisierten Vorteil gegenüber den anderen diskutierten Ansätzen: Es erlaubt, spezifische Gruppen von Akteuren zu differenzieren, die bestimmte Praktiken miteinander teilen, d. h. die durch einen gemeinsamen körperlich angeeigneten Habitus gekennzeichnet sind. In keinem der anderen Ansätze existiert eine analytische Kategorie, die derart geeignet wäre, soziale Gruppen zu differenzieren. Dass die Akteursgruppen bei Bourdieu selbst, seiner spezifischen analytischen Absicht folgend, auf homogene Klassen reduziert werden, ist dabei eine nicht notwendige konzeptuelle Ausgestaltung des Habitusbegriffs. Dieser kann vielmehr ein wertvolles Instrument für die Analyse von Praxisgemeinschaften bilden, die sich anstelle von homogen konstruierten Klassen auch als kleinere, nach anderen Gesichtspunkten zugeschnittene Einheiten vorstellen lassen. Der Begriff der »Praxisgemeinschaft«[25] kann hier Verwendung finden, um eine Menge von Akteuren zu identifizieren, die spezifische Praktiken miteinander teilen, ohne dabei die mit dem Habitusbegriff verbundene Konnotation der *Klassen*abhängigkeit der körperlich angeeigneten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata aufzurufen. Er kann eine neutrale Formulierung bieten, die jenseits von konkurrierenden soziologischen Kategorien wie Klasse, Gruppe oder Ethnie ansetzt.

6.2.2 Die Materialität der Praxis

In diesem Abschnitt soll die analytische Berücksichtigung der materiellen Stabilisierung des Sozialen beleuchtet werden. Die Dimension der Materialität spielt in der Debatte um die Basisannahmen der Praxistheorie gegenüber der Körperlichkeit eine untergeordnete Rolle. Dennoch geht eine Reihe praxeologischer Ansätze auf die Relevanz von Artefakten ein, die allerdings je spezifisch gefasst wird. Die Praxistheorie erfüllt eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass der konstitutive Charakter des Materiellen überhaupt in den Blick geraten kann: Erst eine Perspektive, die vom Subjekt und dessen Intentionen abstrahiert, kann auch

25 Der Begriff wird hier in seiner allgemeinen Bedeutung verwendet. Vgl. auch den Gebrauch des Begriffs in den sogenannten »Community of Practice«-Ansätzen bei Lave/Wenger 1991 und Wenger 1998.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

fragen, wie *Dinge* Praktiken stabilisieren, da nur eine solche Perspektive überhaupt in der Lage ist, andere als menschliche Handlungsquellen zu berücksichtigen. Einer Sozialtheorie, die Handlungen auf isolierte Akte von Individuen und deren Ziele und Pläne reduziert, bleibt dagegen eine Reihe konstitutiver Aspekte des Materiellen von vornherein verborgen. Die Kritik an rationalistisch verkürzten Handlungskonzeptionen bildet daher eine wesentliche Gemeinsamkeit auch zwischen praxeologischen Ansätzen, die nicht auf Artefakte rekurrieren oder diesen eine untergeordnete Rolle zuweisen,[26] und Positionen der Akteur-Netzwerk-Theorie. Die Praxistheorie muss dabei nicht die Konsequenz der ANT übernehmen, die Unterscheidung zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Aktanten grundsätzlich fallen zu lassen. Sie kann jedoch die heuristisch offene Haltung der ANT gegenüber der je spezifischen Relevanz des Materiellen als Impuls für praxeologische Analysen aufnehmen. Im Folgenden wird zunächst ein Überblick über die Relevanz von Materialität für die unterschiedlichen Ansätze gegeben, bevor die konstitutive Dimension des Materiellen und der räumliche Aspekt des Sozialen diskutiert werden, um schließlich auch die Perspektive auf die praktische Konstitution von Materialität zu beleuchten.

6.2.2.1 Materialität in den diskutierten Ansätzen

Pierre Bourdieus Theorie der Praxis ist von den vier diskutierten Ansätzen sicherlich derjenige, der am wenigsten theoretische Reflexionen zur materiellen Dimension des Sozialen entwickelt hat. Bourdieus Soziologie bildet daher auch eine Reibungsfläche für Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie, die aus der kritischen Abgrenzung von Bourdieu einen wesentlichen Teil ihres konstitutiven Selbstverständnisses bezieht. Dennoch ist, wie noch herauszuarbeiten sein wird, auch Bourdieus Soziologie durch eine spezifische Berücksichtigung materieller Aspekte des Sozialen gekennzeichnet.

Mit dem Dispositivkonzept hat Michel Foucault eine Kategorie zur Untersuchung heterogener Ensembles von Praktiken, Institutionen und materiellen Arrangements entwickelt, wobei er diese Elemente analytisch gleichwertig behandelt. Er hat damit einen methodologischen Entwurf zur Analyse unterschiedlicher Formen von Verbindungen verschiedenartiger Elemente vorgelegt, in dem nicht von vornherein zwischen der diskursiven, der nichtdiskursiven und der materiellen Dimension unterschieden wird. Zudem hat er in seinen Arbeiten zum Panoptismus auf die architektonische Lenkung von Blicken verwiesen, die für die Wirkung der Disziplinarinstitution Gefängnis konstitutiv ist, und damit die räumliche Dimension des Sozialen herausgearbeitet. In diesen bei-

26 Vgl. z. B. Schatzki 1996 und 2002.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

den konzeptuellen Bewegungen bestehen deutliche Überschneidungen mit Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie.[27] Allerdings finden sich in Foucaults Studien über die Disziplinarinstitutionen hinaus keine weiteren Analysen räumlicher Ensembles oder materieller Artefakte.

Judith Butler hat keine Studien zur sozialen Relevanz von Artefakten oder Räumen vorgelegt. Ihre Position ist vielmehr mit der anti-essentialistischen Kritik des Materialitätsbegriffs und dem Hinweis auf die politischen Konsequenzen eines biologistischen Verständnisses körperlicher Materialität verbunden. Daher spielt die philosophische Reflexion des Materialitätsbegriffs eine wichtige Rolle in Butlers Performativitätstheorie. Ihr Konzept performativer Materialisierung, das bereits im Hinblick auf die praktische Konstitution des Körpers diskutiert worden ist, ist dabei durch einige Gemeinsamkeiten mit Bruno Latours post-konstruktivistischer Perspektive auf Materialität gekennzeichnet.

Latours Akteur-Netzwerk-Theorie schließlich ist derjenige Ansatz, der am engsten mit der konstitutiven Berücksichtigung materieller Aspekte des Sozialen verbunden ist, ja sogar den Begriff des Sozialen auf interobjektive Verbindungen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Aktanten ausdehnt. Dennoch argumentiert diese Position alles andere als »materialistisch« und lässt sich daher nicht auf eine einseitige Perspektive reduzieren, die ausschließlich Wirkungen von den Dingen auf die Menschen betrachten würde.

6.2.2.2 Die konstitutive Dimension des Materiellen

Bruno Latour ist, als Teil der umfassenderen Theoriebewegung Akteur-Netzwerk-Theorie, wesentlich daran beteiligt gewesen, die Soziologie für die konstitutive Dimension des Materiellen zu sensibilisieren und den Begriff des »Sozialen« so zu öffnen, dass auch Dinge als Handlungsträger begriffen werden können. Um bei einem einfachen Beispiel zu bleiben, das Latour selbst angeführt hat: Nicht nur die menschliche Kompetenz zu hämmern, sondern auch die spezifische Qualität des Gegenstandes, der zum Hämmern verwendet wird, muss analytisch einbezogen werden, wenn die Auswirkung der Handlung »Hämmern« auf das Objekt »Nagel« untersucht werden soll. Diese Erkenntnis, und damit ist ein Kernproblem von Latours Akteur-Netzwerk-Theorie angesprochen, ist nun gleichzeitig so revolutionär wie sie naiv ist. Die Naivität des Ansatzes kann als Stärke begriffen werden, wenn analytisch nach dem Beitrag jedes einzelnen an einer Praxis beteiligten Elements gefragt und auf diese Weise die Sensibilität soziologischer Studien für heterogene Verbindungen vergrößert wird – ein Ziel, das Latour ausdrücklich als Gewinn der ANT begreift. Die mit Latours Perspektive verbundene

27 Vgl. dazu auch Dyk 2010.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Öffnung der Praxistheorie für den Beitrag von Dingen zur Stabilisierung des Sozialen ist daher potentiell von großem heuristischem Wert, sofern sie durch die Berücksichtigung von Artefakten neue Einsichten in soziale Phänomene liefert. Dagegen kann der Verweis auf die Handlungsträgerschaft des Materiellen schnell zu einer bloßen Behauptung gerinnen, wenn die qualitativen Differenzen unterschiedlicher Formen von Verbindungen ignoriert werden. Dieser Punkt wurde im Zusammenhang mit der Argumentation Latours bezüglich der ausschließlichen Stabilisierung des Sozialen durch Dinge ausführlich behandelt.

Wenn die Praxistheorie die konstitutive Dimension des Materiellen in ihren Analysen zu berücksichtigen sucht, so ist daher – ganz im Sinne von Latours Aufforderung, den Assoziationen zwischen Aktanten ethnographisch zu folgen – der qualitative Beitrag jedes Elements und die genuine Differenz, die seine Verbindung mit einem Netzwerk in dieses einbringt, in empirischen Studien herauszuarbeiten. Es gilt also, verschiedene Qualitäten von Materialität mit unterschiedlichen Wirkungen zu differenzieren. In Bezug auf Latours Ansatz wurden in der Diskussion bereits drei unterschiedliche Dingbezüge differenziert. Wie herausgearbeitet worden ist, tendiert Latour dazu, die Wirkung der »zwingenden« Dinge zu universalisieren und als allgemeine Qualität zur Stabilisierung des Sozialen zu unterstellen. Daher wurde bereits argumentiert, dass es für einen praxeologischen Anschluss an die ANT notwendig ist, die These von der ausschließlichen Stabilisierung des Sozialen durch Artefakte fallen zu lassen. Stattdessen müssen die vielfältigen Formen der Einbindung materieller Artefakte in Praktiken charakterisiert und ihr jeweiliger Beitrag zur Stabilisierung des Sozialen im Detail und am konkreten Gegenstand herausgearbeitet werden.

Nicht nur in der ANT, sondern auch in Bourdieus Theorie der Praxis lassen sich Elemente einer konstitutiven Dimension von Materialität identifizieren, allerdings müssen hier unterschiedliche Zugangsweisen Bourdieus differenziert werden. Im Rahmen seiner Studien von Lebensstilen in den *Feinen Unterschieden* hat er eine Reihe von Artefakten einbezogen. Sie werden jedoch nicht als *konstitutiv* für die soziale Praxis begriffen, sondern ausschließlich in Bezug auf ihre symbolischen Werte analysiert, die ihnen als Medien der Distinktion zukommen. Von einfachen Gebrauchsgegenständen bis hin zu Biedermeiermöbeln, von weit verbreiteten Kunstdrucken bis hin zur Avantgardekunst bezieht Bourdieu eine Vielfalt von Artefakten in seine Untersuchung ein, betrachtet sie jedoch ausschließlich im Hinblick darauf, was sie über ihre *Besitzer aussagen*, die diese Objekte gewählt haben, weil sie ihnen als passend, angenehm oder »schön« erscheinen. Die gewählten Objekte stehen daher in Bourdieus Soziologie *für* den Geschmack ihrer Besitzer. Verändert sich die Hierarchie symbolischer Werte, so verändert sich entsprechend auch die Bedeutung der Objekte. Wird daher Materialität

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

bei Bourdieu ausschließlich auf ihre symbolische Dimension im Spiel sozialer Distinktionen reduziert? Eine andere Perspektive auf Materialität findet sich in Bourdieus Kapitalbegriff, der einen genuin materialistischen Ursprung hat und bei Bourdieu kulturell gewendet und für eine vielseitige Verwendung geöffnet wird. Dabei bezieht Bourdieu neben dem ökonomischen unter anderem auch kulturelles Kapital ein. Die Lokalisierung des kulturellen Kapitals in inkorporierten Dispositionen des Habitus eröffnet dabei eine genuin praxeologische Perspektive auf die Akkumulation von Kapital. Dabei betrachtet Bourdieu verschiedene Formen der »Trägheit« von Kapital und berücksichtigt deren unterschiedliche materielle Qualität. So unterscheidet sich das ökonomische Kapital durch seine leichtere Konvertierbarkeit von den anderen Kapitalsorten, ist dabei jedoch diachron betrachtet »träge«, da es ebenfalls leicht vererbt werden kann und damit nachfolgenden Generationen umstandslos zur Verfügung steht. Darin liegt seine besondere Bedeutung für die Reproduktion sozialer Ungleichheit. Das kulturelle Kapital ist dagegen nicht direkt vererbbar, sondern kann ausschließlich indirekt als familiärer Bildungshintergrund Impulse für die Entwicklung eines Kindes geben. Es ist insofern träge, als es durch mühevolle und langfristige Aneignung zu einem Bestandteil des inkorporierten Habitus wird und folglich nicht an eine andere Person übertragen werden kann. Bourdieus Perspektive auf die Materialität des Sozialen ist somit einerseits »klassisch« ausgerichtet in ihrem Verweis auf die Bedeutung ökonomischen Kapitals für die soziale Reproduktion und andererseits unkonventionell in ihrer Übertragung des Kapitalbegriffs auf die kulturelle Dimension. Sie berücksichtigt dabei die unterschiedliche materielle Qualität der Kapitalsorten in Bezug auf ihre Akkumulation, Konvertierbarkeit und Transferierbarkeit.[28]

6.2.2.3 Räumlichkeit

Eine besondere Perspektive auf die Materialität des Sozialen, die hier als eigenständiger Aspekt diskutiert werden soll, ist die Räumlichkeit. Eine

28 Es bleibt noch zu erwähnen, dass Bourdieu in der letzten Veröffentlichung vor seinem Tod, der Vorlesung *Science de la science et réflexivité* (2001), der Akteur-Netzwerk-Theorie einige kritische Randbemerkungen widmet, in denen er sie zum einen für ihre »literarischen« Beschreibungen geißelt, die jeglicher wissenschaftlicher Methode entbehrten, sowie zum anderen den Unterschied zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren als trivial bezeichnet, vgl. Bourdieu 2004b: 29 ff. und dazu Mialet 2003. Diese Auseinandersetzung ist jedoch ausschließlich polemischer Natur und beschäftigt sich in keiner Weise inhaltlich mit der Frage nach der soziologischen Relevanz von Artefakten.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Reihe von Ansätzen hat in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten auf die Relevanz räumlicher und architektonischer Ordnungen für die Konstitution des Sozialen verwiesen.[29] Zwei der in diesem Buch diskutierten Positionen haben zur Konzeption von Räumlichkeit beigetragen: Michel Foucault mit seiner Studie des Panoptikums und Bruno Latour mit Überlegungen zum Verhältnis von Globalität und Lokalität sowie zur Verknüpfung von Orten.[30] Wie bereits herausgearbeitet, eröffnet Foucaults Studie der panoptischen Blicklenkung im Gefängnis eine Perspektive auf die konstitutive Dimension der Raumorganisation. Er prägt das Dispositivkonzept, um eine Reihe verschiedenartiger Verbindungen analytisch gleichwertig in ihrer je eigenen Qualität zu berücksichtigen. Allerdings hat Foucault keine weiteren Raumanalysen durchgeführt, sodass die heuristische Kategorie des Dispositivs eher ein Impuls für die Forschung gewesen ist und methodisch auszufüllen bleibt (wofür bereits einige Ansätze vorliegen).[31]

Auch in der Akteur-Netzwerk-Theorie Latours findet die Räumlichkeit des Sozialen in spezifischer Weise Berücksichtigung. So fragt Latour nach der konkreten räumlichen Verortung bestimmter Praktiken und plädiert für die genaue Lokalisierung jedes Phänomens in der Analyse. In diesem Zusammenhang führt er mit dem Begriff des »Oligoptikums« eine Kategorie zur Beschreibung von Orten ein, an denen verschiedene Überwachungs- und Kontrollfunktionen zusammenlaufen, um räumlich entfernte Phänomene in den Blick nehmen, kontrollieren und steuern zu können. Die methodologische Aufforderung der ANT lautet, bei aller Sensibilität der Soziologie für die Globalisierung von Zusammenhängen

29 In den Sozial- und Kulturwissenschaften wird dabei eine Entwicklung vollzogen, die zum Teil Impulse aus der Humangeographie aufgreift. Vgl. dazu Cook u. a. 2000, Crang/Thrift 2000, Löw 2001, Hubbard u. a. 2002, Bachmann-Medick 2006: 284–328, Schroer 2006, Döring/Thielmann 2008, Delitz 2009 und Glasze 2009. Ein soziologischer Anknüpfungspunkt für die Berücksichtigung der räumlichen Dimension des Sozialen findet sich dabei bereits bei Georg Simmel, vgl. Simmel 1992 sowie dazu Glauser 2006.

30 Auch bei Pierre Bourdieu finden sich Studien zum Zusammenhang von Raum und sozialer Praxis, auf die im Rahmen dieses Buches nicht bzw. nicht ausführlich eingegangen werden konnte. Zwei davon sind hervorzuheben: Die ethnographische Analyse des kabylischen Hauses sowie die Untersuchungen zur räumlichen Konzentration von Lebensstilen in spezifischen Stadtvierteln von Paris (*rive gauche* vs. *rive droite*). In beiden Fällen wird jedoch Raum nicht als *konstitutiv* für soziale Praxis betrachtet, sondern vielmehr als symbolische Verdoppelung oder *Abbild* sozialer Positionen begriffen, die unabhängig von ihrer räumlichen Lokalisierung Bestand haben. Zum kabylischen Haus s. o. Kap. 2.2.2.

31 S. o. Kap. 3.2.7.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

die konkreten Orte, die zur Herstellung dieser neuen Formen von Relationen konstitutiv notwendig sind, nicht zu vernachlässigen und nach den institutionellen und materiellen Voraussetzungen dieser Prozesse zu fragen. Inwiefern stabilisiert die technische Verbindung zwischen Räumen Praktiken an den jeweiligen Orten? Inwiefern produziert sie ein empirisch »belastbares« Wissen über diese Räume, das wiederum die Grundlage für bestimmte Praktiken des Eingriffs, der Sanktionierung usw. bilden oder als ein wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn begriffen werden kann? Praxeologisch können außerdem – in Ergänzung zu Latour – nicht nur die technischen Bedingungen, sondern auch die spezifischen Kompetenzen der Akteure, ihre lokal ausgebildeten, impliziten Wissensformen, beleuchtet werden, die die Konstruktion und Bedienung dieser »Oligoptiken« ermöglichen.

Räumlichkeit wird über die methodologische Frage der Berücksichtigung konkreter Orte und die Kategorie des »Oligoptikums« hinaus bei Latour aus unterschiedlichen Perspektiven als konstitutiv für das Soziale begriffen. So arbeitet Latour unter dem methodologischen Prinzip der »Neuverteilung des Lokalen« heraus, dass die Verbindung zwischen räumlichen Distanzen jeweils auf spezifische Entitäten zurückgeführt werden muss, dass also in der Räumlichkeit eine Ursache dafür liegen kann, dass die Reproduktion einer Praxis unterbrochen wird, z. B. wenn bestimmte Entitäten nicht vorhanden oder nicht miteinander verbunden sind. Auch wenn hier wieder die Problematik besteht, dass Latour der Inkorporation von Gewohnheiten nur eine untergeordnete Rolle beimisst und daher den Beitrag des Körpers zur Stabilisierung von Praktiken über Räume hinweg analytisch nicht einbezieht, lässt sich mit dieser Perspektive etwa fragen, ob eine spezifische Räumlichkeit Praktiken daran hindert, Distanzen zu überwinden. So lassen sich beispielsweise Kunstausstellungen, verstanden als Kontextualisierungen von künstlerischen Arbeiten in einem konkreten Ausstellungsraum, in ihren Wirkungen auf die BetrachterInnen nicht an beliebigen anderen Orten wiederholen und erst recht nicht mittels fotografischer Repräsentation als Installationsansichten nachstellen.[32] Bestimmte Aspekte von Erfahrungen und Erlebnissen bleiben an konkrete räumliche Situationen gebunden.

Dies führt auch zu der Frage, inwiefern Räume Möglichkeitsordnungen von Praktiken konstituieren, indem sie die an diesen Orten ausführbaren und nicht ausführbaren Praktiken bestimmen. Latours Versuche, den Postschalter und den Vorlesungssaal als konkrete räumliche Arrangements zu beschreiben, die bestimmte Handlungsweisen ermöglichen oder verhindern, sind jedoch als unzureichend und wenig überzeugend kritisiert worden. Für eine Perspektive auf »rahmende

32 Vgl. Prinz/Schäfer 2008.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Dinge« sind ebenfalls Subjektivierungsprozesse und damit körperlich angeeignete Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata in die Analyse einzubeziehen, so dass eine Raumanalyse hier ebenfalls auf die praxeologische Berücksichtigung der Körperlichkeit des Sozialen verwiesen ist.

Aus der Relation zwischen dem impliziten Wissen eines Akteurs und einem räumlichen Arrangement, in dem er sich bewegt, ergibt sich dann eine weitere analytische Perspektive, die Latour aufgrund seiner Vernachlässigung inkorporierter Schemata verschlossen bleibt: die Frage nach der Irritation von gewohnten Wahrnehmungsschemata, wie sie etwa gezielt in einigen Formen der Installationskunst hervorgebracht wird oder sich als Fremdheitserfahrung einstellt, wenn die räumliche Organisation einer unbekannten Stadt oder eines anderen Landes zu einem diffusen Gefühl der Desorientierung und Verlorenheit führt. Die Irritation der gewohnten Wahrnehmungsschemata durch fremde Umgebungen kann dabei zu unangepassten Reaktionen, zur Hervorbringung unangemessener Praktiken führen. Hier eröffnet sich ein weites Feld für praxeologische Forschungsvorhaben zur Instabilität der Praxis.

6.2.2.4 Materialität als Effekt von Wiederholung

Materialität kann Praktiken nicht nur stabilisieren, sondern in gewisser Hinsicht auch von Praktiken hervorgebracht werden. In der Diskussion sind zwei Ansätze besprochen worden, die eine von der Praxis auf die Materialität gerichtete Perspektive einnehmen: Judith Butlers Modell performativer Materialisierung ist bereits als einer ihrer theoretischen Zugänge zur Konzeption von Körperlichkeit neben anderen herausgearbeitet worden. Die Vorstellung performativer Materialisierung hat dabei auch Resonanzen mit einer post-konstruktivistischen Materialitätskonzeption in Latours Arbeiten. So verweist Latour auf die Möglichkeit, Materialität mit Whitehead als beständige Wiederholung in der Zeit zu begreifen und arbeitet am Beispiel Pasteurs heraus, dass die »Materialität« der Mikroben als wissenschaftlicher Fakt von bestimmten Praktiken des Testens, des Beweisens und der Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse abhängig ist. Die Materialität der Mikroben lässt sich daher auf die Etablierung einer wissenschaftlichen Wahrheit zurückführen. In diesem Sinne verwendet Latour den Begriff »factum« teilweise gleichbedeutend mit »Ding«, da er beiden eine gewisse materielle Widerständigkeit zuschreibt. Latour und Butler teilen hier eine praxeologische Perspektive, wonach die Konstitution von Materialität auf konkrete Praktiken zurückgeführt werden kann. Wird diese analytische Herangehensweise verfolgt, so erscheint Materialität als eine plastische Entität, die in beständiger Wiederholung hervorgebracht und aufrechterhalten werden muss. Die Praxistheorie kann sich

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

in dieser Hinsicht auch für das Zusammenbrechen der Stabilität dieser Hervorbringung sensibilisieren und diejenigen Konstellationen herausarbeiten, in denen die praktische Herstellung des Anscheins von Materialität scheitert.

Für die Praxistheorie ist die Tendenz in Butlers Arbeiten problematisch, das Konzept performativer Materialisierung zu universalisieren und als dekonstruktives Verständnis von Materialität zu verallgemeinern. Mit der Ausdehnung des Materialitätsbegriffs auf die Sprache und den Sprechakt und der Unterstellung einer übergreifenden materiellen Qualität droht die Differenzierung verschiedener Formen materieller Relationen und Effekte verloren zu gehen. Die praxeologische Analyse würde ihre Sensibiliät für unterschiedliche Arten materieller Verbindungen einbüßen. In dieser Form anti-essentialistischer Philosophie besteht die etwa Gefahr, dass Körper sich nicht mehr als Orte denken lassen, die Gewohnheiten annehmen können und durch eine spezifisch somatische Trägheit charakterisiert sind. Andererseits betont Butler, wie ebenfalls erörtert worden ist, dass Körper nicht allein durch Sprache in die Welt kommen, womit sie ein idealistisches Verständnis von Körperlichkeit zurückweist. Latour verzichtet dagegen auf eine universalistische Konzeption von Materialität und begreift diese vielmehr mittels einer »variablen Ontologie« als historisch und lokal spezifisch, sodass verschiedene Qualitäten von Materialität in den Blick geraten können. Seine Herangehensweise ist daher in dieser Hinsicht praxeologisch anschlussfähiger, obwohl er den Körper nicht explizit als genuine Analysekategorie entwickelt hat. Aufgrund seiner heuristisch offenen Methodologie wird jedoch die Möglichkeit, auch die spezifische Materialität des Körpers in die Analyse einzubeziehen, nicht grundsätzlich verschlossen, da die Kategorie der Materialität nicht universalisierend verwendet wird. Die Praxistheorie muss sich daher für ein graduelles Verständnis unterschiedlicher Qualitäten von Materialität öffnen.

6.2.2.5 Materialität als praxeologische Analysekategorie

Die praxeologische Berücksichtigung der materiellen Dimension kann die Stellung von Artefakten für die soziale Praxis in unterschiedlichen Perspektiven einbeziehen: Sie kann verfolgen, wie sich Kompetenzen im Umgang *mit* Dingen als implizites, körperliches Wissen herausbilden und wie diese Kompetenzen vermittelt werden; sie kann untersuchen, wie Objekte den widerständigeren Teil einer Assoziationskette bilden und Praktiken stabilisieren, indem sie gleichförmige Wiederholungen hervorbringen; und sie kann analysieren, wie die Materialität von Elementen selbst in wiederholten Praktiken als stabil hergestellt wird.

Die Herausbildung von Gewohnheiten im Umgang mit Dingen kann praxeologisch nur erfasst werden, wenn körperliche Aneignung in der

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Analyse explizit berücksichtigt wird. In Latours Arbeiten wurden einige Tendenzen dazu identifiziert, die jedoch noch nicht umfassend ausgearbeitet worden sind. Latours Vorschlag, zirkulierende Kompetenzen mit der Metapher der Plug-Ins zu beschreiben, wurde in diesem Zusammenhang oben als unzureichend kritisiert. Während die ANT einen wichtigen Beitrag dazu geleistet hat, die Sozialtheorie für die Relevanz der Artefakte zu sensibilisieren, erscheint sie im Hinblick auf die Anerkennung impliziten Wissens aus praxeologischer Perspektive ergänzungsbedürftig. Anschließen kann die Praxistheorie jedoch an die umfangreichen Studien Latours zur Stabilisierung des Sozialen durch Artefakte, in denen unterschiedliche Qualitäten materieller Verbindungen beleuchtet werden. Prominent erscheint dabei vor allem ein »mechanischer« Zusammenhang, der beispielsweise einen gewissen Grad an Genauigkeit in der Bedienung einer Maschine voraussetzt, um eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, sodass es die Benutzerin ist, die sich an die Maschine anpassen muss. In dieser Hinsicht lässt sich eine technische Stabilisierung von Praxis auf die Weise vorstellen, die Latour in seinen Beispielen für »zwingende« Dinge als verhaltenskonstitutiv diskutiert hat. Festzuhalten bleibt, dass es sich selbst bei diesen vermeintlich »harten« Verbindungslogiken nur um eine relative Stabilisierung handeln kann, die niemals vollständig gegen das Misslingen von Praktiken oder gegen einen abweichenden Gebrauch der Artefakte immunisiert ist (wie Latour selbst etwa am Beispiel der »Gegenprogramme«, die dem Gewicht am Hotelschlüssel entgegengesetzt sind, ausführt). Auch ist dieser »quasi-mechanische« Zusammenhang zwischen technischer Notwendigkeit und praktischer Anpassung sicherlich nur eine Form materieller Wirksamkeit. So diskutiert Latour auch andere Arten materiell-konstitutiver Verbindungen, allerdings mit den kritisierten Unzulänglichkeiten.

Beispiele für zeitgenössisch besonders bedeutsame Relationen zwischen Akteuren und Artefakten sind etwa die Schnittstellen zwischen Computer und User, wie sie sowohl in der Arbeitswelt (Betriebssysteme, Office-Programme) als auch in der Freizeit (Games, virtuelle Welten, Online-Konsum) zu verzeichnen sind. Daher ist auch an den weiten Bereich des Einflusses von Computerhardware und -software auf unsere Praxis zu denken. Eine Software eröffnet bestimmte Handlungsoptionen und verschließt andere; sie sichert somit gleichförmige Wiederholungen von Praktiken in Zeit und Raum und zeichnet Aktivitäten und Entscheidungen ihrer BenutzerInnen vor. Dabei eröffnet sie andere Freiheiten und Optionen im Umgang mit ihr als etwa die deutlich weniger komplexe Bodenschwelle für Autofahrer. Software kann spezifische Formen der Interaktion überhaupt erst konstituieren, indem sie die technischen Möglichkeiten dazu bereitstellt – wie an den neuen sozialen Netzwerken ersichtlich wird, die Kommunikationsformen von privaten Freundschaften bis hin zu sozialen und politischen Bewegungen ver-

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

ändern. Hier handelt es sich daher um eine eigene Qualität materieller Verbindungen.

Aber auch die Hardware von Computern kann in diesem Kontext einbezogen werden: Dabei macht es beispielsweise durchaus einen Unterschied, ob ein Computer über eine Tastatur, eine Maus oder ein Touchpad bedient wird. Jedoch stellt sich hier die Frage nach der spezifischen *Konsequenz* dieser Qualitätsdifferenz für soziale Praxis, denn die Unterstellung eines konstitutiven Zusammenhangs beispielsweise zwischen dem Tastaturlayout und den darauf getippten Texten wäre sicherlich nicht haltbar. Ohne eine parallele Analyse der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die etwa Online-Gaming oder digitale Arbeitsverhältnisse strukturieren, bleibt die Betrachtung der materiellen Dimension daher leer. Die Praxistheorie muss also stets unterschiedliche materielle Qualitäten differenzieren und darf dabei die jeweils auf diese bezogenen inkorporierten Kompetenzen nicht außer Acht lassen. Für eine solche Differenzierung findet sich ein Modell in der Sozialtheorie Bourdieus. So verschränken sich in seinem Kapitalbegriff, der ursprünglich einer genuin materialistischen Perspektive entstammt, körperliche, materielle und immaterielle Aspekte der Akkumulation, Konvertierbarkeit und Transferierbarkeit der unterschiedlichen Kapitalsorten, sodass ihre Wirksamkeiten zwar verglichen und aufeinander bezogen werden können, ihre Wirkungsmechanismen aber differenziert werden müssen. In der praxeologischen Unterscheidung verschiedener Verständnisse von Materialität ist auch jene performative und wiederholte Herstellung einer bestimmten Form von Materialität relevant, die Butler in Bezug auf die Wahrnehmung und Konstitution des Körpers und seiner Grenzen herausgearbeitet hat. Neben diesen Überlegungen zu differenzierten Materialitätsverständnissen berücksichtigt die Praxistheorie aber stets die genuin stabilisierenden Qualitäten von Artefakten und fragt nach deren spezifischen Beiträgen: etwa, wie Artefakte Praktiken eine Dauerhaftigkeit in Zeit in Raum verleihen, die ohne ihre besonderen materiellen Eigenschaften nicht vorstellbar wäre (zum Beispiel im Fall des Stimmzettels oder der Landkarte, die bei Latour diskutiert werden). In dieser Hinsicht erscheint wiederum Bourdieus Perspektive unterentwickelt, der diese spezifischen Eigenschaften der Dinge vernachlässigt. Zusammenfassend ist die Materialitätsperspektive der Praxistheorie daher durch drei methodologische Grundsätze gekennzeichnet: Sie bewegt sich bei ihren Analysen im Zwischenraum von inkorporierten Kompetenzen und widerständigen Artefakten; sie geht von graduellen Differenzen materiell-konstitutiver Wirksamkeit aus und bemisst dabei stets die genuine und unverzichtbare Relevanz jedes materiellen Elements für eine Praxis.

Wenn ein Akteur seine Handgriffe an die haptische Oberfläche einer Maschine anpasst oder mittels eines Interface die virtuelle Schnittstelle

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

einer Software bedient oder wenn Artefakte einer Praxis Dauerhaftigkeit in Zeit und Raum verleihen, dann ist die Stabilität der sozialen Praxis (ihre gleichförmige Wiederholung durch einen Akteur) von dem jeweiligen Artefakt abhängig und wird von diesem garantiert. Wie lassen sich nun ausgehend von der materiellen Dimension des Sozialen auch Phänomene in den Blick nehmen, in denen Artefakte nicht die Stabilität, sondern die Instabilität sozialer Praxis hervorbringen? Zunächst ist eine Analyseperspektive vorstellbar, die den Wandel einer Praxis ausgehend von der Veränderung eines Artefakts erfasst: Inwiefern wandeln sich Praktiken, wenn sich Artefakte verändern, z. B. die Kommunikationsmedien, die Sicherheitstechnologien der Autos oder die technischen Plattformen des Online-Handels? Dieser Blickwinkel auf das Soziale richtet sich zwar auf den *Wandel* der Praxis und kann auch kurzfristige Irritationen von Praktiken analytisch verfolgen, führt diese jedoch ausschließlich auf Veränderungen aufseiten der Artefakte zurück. Er betrachtet daher wiederum in erster Linie die stabilisierende Wirkung von Artefakten (auch wenn er deren Veränderung fokussiert), denn außerhalb des Wandels wird Beständigkeit in Form gleichförmig hervorgebrachter Wiederholungen vorausgesetzt.

Darüber hinaus ließe sich jedoch fragen, inwiefern Irritationen habitualisierter Praktiken gerade von der genuinen Qualität der Artefakte selbst ausgehen können, und somit die praxeologische Analyse der Materialität des Sozialen durch eine Perspektive ergänzen, die eine Irritation der Praxis durch Artefakte oder Technik fokussieren kann. Der destabilisierende Effekt von Materialität konnte im Rahmen dieser Studie nur marginal behandelt werden. In Bezug auf Latour wurden ausschließlich Beispiele diskutiert, in denen Materialität die »Dauerhaftigkeit« des Sozialen garantiert oder es aufgrund fehlender Materialität gerade nicht gelingt, das Soziale zu stabilisieren, da Latour sich im Wesentlichen auf diese Fälle bezieht. Als eine besondere Form der Irritation gewohnter Handlungsschemata könnte bei Latour die Bodenschwelle für Autofahrer interpretiert werden, welche die Gewohnheit zum Schnellfahren unterläuft. Auch die Bodenschwelle zielt dabei jedoch nur auf eine kurzfristige Irritation und letztlich wieder auf langfristige Stabilität, nämlich auf die Stabilisierung des Abbremsens und Langsamfahrens als sozialer Praxis. Jenseits dieser Mechanismen ließe sich jedoch in praxeologischen Analysen auch nach Phänomenen suchen, bei denen die Materialität eines Artefakts intensivere und länger andauernde Irritationen auslöst. Hier kann etwa auf die Studien von Thomas Alkemeyer und Robert Schmidt verwiesen werden, in denen die Irritation habitualisierter körperlicher Selbstverhältnisse durch die Praxis des Skatens und andere (jugend-)kulturelle Praktiken untersucht wird. In diesen Studien wird insbesondere die Materialität der Artefakte berücksichtigt, die in die Praxis einbezogen werden. Dabei wird heraus-

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

gearbeitet, wie Skateboards und Inlineskates dazu eingesetzt werden, gewohnte Wahrnehmungen zu irritieren, oder wie der Fußball aufgrund seiner genuinen materiellen Beschaffenheit nur eine prekäre Kontrolle durch die Spieler zulässt und dadurch ein Moment der Unberechenbarkeit und Offenheit in das Spiel einführt.[33] Als ein weiteres Beispiel der Irritation habitualisierter Wahrnehmungsschemata ist zudem im Rahmen der oben erfolgten Diskussion der Räumlichkeit der Praxis auf die Fremdheitserfahrung in ungewohnten Raumsituationen verwiesen worden, von der ausgehend weitere Fälle materieller Destabilisierung von Praktiken untersucht werden könnten.

Überhaupt eröffnet die Einbeziehung der Räumlichkeit von Praktiken eine Reihe genuiner Fragestellungen für die Praxeologie. Wie bewegen sich Praktiken über Räume hinweg, wie überwinden sie räumliche Grenzen? Welche Rolle spielen dabei »Medien«, als materielle Mittler im weiten Sinne Latours begriffen? Hier ist an die klassischen schriftlichen und audiovisuellen Medien zu denken, aber auch an diejenigen Entitäten zur Verbindung von Orten, die Latour als »immutable mobiles« bezeichnet, wie z. B. diagrammatische Darstellungen von Daten oder Aktenordner, die in einer bürokratischen Institution zirkulieren.

In Bezug auf die Materialität des Sozialen lassen sich ausgehend von den vier diskutierten Ansätzen vielfältige Anschlussmöglichkeiten für praxeologische Analysen aufgreifen und weiterentwickeln, wofür die hier vorgeschlagene Differenzierung unterschiedlicher Aspekte von Materialität nur einen Anstoß liefern kann. Die Praxistheorie kann dabei auch an die reichhaltigen Studien aus dem Umfeld des *material* und des *spatial turn* in den Sozial- und Kulturwissenschaften anschließen.

6.2.3 Praxis, Macht und Norm

Nachdem herausgearbeitet worden ist, inwiefern Körperlichkeit und Materialität soziale Praxis stabilisieren oder für die Instabilität der Praxis verantwortlich sein können, soll nun zum Abschluss der Diskussion einzelner Analysekategorien die Dimension der Macht und der Norm erörtert werden. Ein Einwand, der gegenüber der Praxistheorie vorgebracht werden könnte, lautet: Sind es nicht letztlich die Macht bzw. die Norm, die soziale Praxis stabilisieren? Vernachlässigt die Praxistheorie die Perspektive auf soziale Ungleichheit, und ist sie blind für das Phänomen, dass einige Gesellschaftsmitglieder ihre Interessen besser als andere durchsetzen können? Geht sie nicht außerdem fehl in der Annahme, auf den Normbegriff verzichten zu können? Muss die Soziologie also nicht bei der Macht und der Norm ansetzen, wenn sie die Stabilität des Sozialen verstehen will? Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die Be-

33 Vgl. Alkemeyer/Schmidt 2003 und Alkemeyer 2006.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

griffe »Macht« und »Norm« innerhalb der Praxistheorie nicht obsolet werden, dass sie jedoch in spezifischer Weise Verwendung finden. Dabei soll die genuin praxeologische Konzeptualisierung der Kategorien herausgearbeitet werden, indem zunächst eine knappe Übersicht der Thematisierung von Macht und Norm in den vier betrachteten Positionen gegeben wird, um im Anschluss daran den Gebrauch der Begriffe eingehend zu beleuchten.

6.2.3.1 Macht und Norm in den diskutierten Ansätzen

Obwohl in Pierre Bourdieus Ansatz weder der Begriff der Macht noch der Begriff der Norm als analytische Kategorien im Zentrum stehen, ist seine Theorie der Praxis fundamental mit der Erklärung sozialer Ungleichheit und ihrer Reproduktion sowie mit der Analyse gesellschaftlicher Hierarchien beschäftigt. Dies kann als ein erster Hinweis darauf verstanden werden, dass die Beschreibung der Zusammenhänge, die gemeinhin mit den Kategorien »Macht« und »Norm« bezeichnet werden, in der Praxistheorie auf anderem Wege erfolgen kann und erfolgt.

Sowohl bei Michel Foucault als auch bei Judith Butler finden dagegen beide Begriffe prominent Verwendung. Foucaults Position zeichnet sich durch seine Entwicklung eines produktiven Machtverständnisses und dessen Abgrenzung von anderen theoretische Konzeptualisierungen aus. Außerdem verwendet er den Normbegriff im Rahmen seiner Studie zur Disziplinargesellschaft, in der er die normalisierende Herausbildung von Subjektivität beschreibt. In seinen späteren Arbeiten bezieht er sich jedoch nicht auf die Kategorie und begründet stattdessen die Verwendung des Praxisbegriffs anstelle von »Norm« methodologisch.

Butler bezieht sich bei beiden Kategorien ausdrücklich auf Foucault, stellt den Normbegriff jedoch, wie bereits herausgearbeitet, viel zentraler als Foucault. Die im Vorangegangenen geführte Diskussion, weshalb Butlers Beschreibung von Geschlechterverhältnissen als »Geschlechter*normen*« eine zentrale Rolle in ihrer Theorie spielt, soll deshalb hier noch einmal aufgegriffen werden.

Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie verzichtet auf beide Begriffe. Er weist ihre Verwendung unter anderem zurück, weil er das Verständnis von Soziologie, mit dem sie verbunden sind, ablehnt. Die Argumentation Latours soll im Folgenden mit den anderen diskutierten Positionen kontextualisiert werden, da seine Zurückweisung des Machtbegriffs theoretische Gemeinsamkeiten der Ansätze verdeutlicht.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

6.2.3.2 Macht als instabile Relation

Zunächst lässt sich eine fundamentale Gemeinsamkeit der praxeologischen Ansätze darin identifizieren, dass sie »Macht« nicht als Gegenbegriff zu »Freiheit« konzipieren und damit einer dualistischen Alternative zwischen der Anwesenheit und der Abwesenheit von Macht entgehen.[34] In dieser Hinsicht stimmen alle in diesem Buch diskutierten Positionen überein: Bourdieu mit seinem Verweis auf die relative Freiheit von Akteuren, die er mit dem Habituskonzept erfassen will, und Foucault mit seinem dynamischen Machtkonzept, das von Butler aufgegriffen wird. Bei Latour wird eine dualistische Alternative zwischen Zwang und Freiheit in der Betrachtung heterogener Elemente und ihrer temporären Assoziationen überwunden, die stets von Auflösung bedroht sind, solange sie nicht durch spezifische Stabilisierungsmechanismen aufrechterhalten werden. In der Perspektive der ANT gibt es daher keine absolute Verbindung, die nicht von einer anderen abgelöst werden könnte. Dabei weisen alle AutorInnen zudem eine Konzeption von Macht zurück, mit der diese als eine eigenständige Substanz gefasst und somit verdinglicht wird. Bei Bourdieu spielt ein Aspekt von Macht als Ressource zwar eine wichtige Rolle, gleichzeitig eröffnet er jedoch, wie noch herausgearbeitet wird, auch einen Ansatz, um die körperliche Dimension von Macht einzubeziehen.

Auf Michel Foucaults Machtbegriff wurde bereits ausführlich eingegangen. Foucault wendet sich gegen ein Verständnis von Macht in Kategorien der Aneignung, des Besitzes oder des Tauschs. Macht besteht für ihn nicht in einer Substanz oder Ressource, zu der ein Teil der Gesellschaft einen privilegierten und der andere keinen Zugang besitzt. In Foucaults nominalistischer Definition ist Macht lediglich »der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt«[35], also eine übergreifende Beschreibungskategorie für vielfältige Phänomene. Dabei ist Macht praxisimmanent und kann ausschließlich an ihren Wirkungen identifiziert werden. Sie ist für Foucault niemals eine Größe mit einer universalen Identität, sondern besteht in heterogenen Beziehungen. Wie Foucault hervorhebt, durchläuft sie die ge-

34 Diese Konzeptualisierung findet sich etwa auch bei Giddens, der Struktur nicht nur als Zwang, sondern auch als Ermöglichung begreift und dabei die Wirkung von Zwängen nicht im Sinne eines mechanisches Reiz-Reaktions-Schemas versteht, sondern im Sinne einer Beschränkung von Möglichkeiten, vgl. Giddens 1995: 66 und 227. In diesem Verständnis von Zwang als Beschränkung von Möglichkeiten bestehen deutliche Parallelen zu Foucaults Machtkonzept.

35 Foucault 1977: 114.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

samte Gesellschaft, weshalb niemand von ihr ausgeschlossen ist und keine Position außerhalb der Macht eingenommen werden kann. Jeglicher Widerstand gegen eine Ordnung ist vielmehr selbst als eine Form von Macht zu verstehen. Macht wird somit als ein prekärer Zustand begriffen, in dem Gegenbewegungen niemals fundamental ausgeschlossen sind, sodass Kräfteverhältnisse sich wandeln und umkehren können. Die produktive Dimension der Macht liegt unter anderem in ihrer Wirkung auf die Körper, in ihrer Herausbildung von Gewohnheiten und ihrer Konstitution von Subjektivität. Auf diese Weise durchdringt Macht die gesamte Praxis der Akteure.

Judith Butler weist im Anschluss an Foucault ebenfalls ein Verständnis von Macht als Substanz oder Ressource zurück. Stattdessen versteht sie Macht als Wiederholung einer Praxis von relativer, prekärer Stabilität, die stets durch Auflösung und Verschiebung bedroht ist: »Es gibt da keine Macht, die handelt, sondern nur ein dauernd wiederholtes Handeln, das Macht in ihrer Beständigkeit und Instabilität ist.«[36] Macht besteht nur, wenn und solange die Wiederholung einer Praxis relativ stabil ist, und wird somit als praxisimmanent und instabil begriffen. Sie ist daher nicht die Ursache für die Wiederholung einer Praxis, sondern besteht umgekehrt in der Form dieser Wiederholung.

Im Vergleich zu Foucault und Butler scheint Bourdieu eindeutig eine Position einzunehmen, in der das Verständnis von Macht durch die Begriffe Besitz und Aneignung geprägt ist: Wenn Bourdieu soziale Hierarchien analysiert, beschreibt er Herrschaftsverhältnisse als Ergebnis der Verteilung verschiedener Kapitalsorten, die von Akteuren akkumuliert worden sind, und ordnet die Akteure aufgrund ihrer qualitativen und quantitativen Kapitalausstattung bestimmten Positionen im sozialen Raum zu. Erschöpft sich Bourdieus Machtverständnis in diesem Verweis auf die Kapitalausstattung die Akteure? Wird damit eine Verdinglichung von Macht vertreten, indem diese mit den materiellen Ressourcen der Akteure identifiziert wird? Sicherlich eignet Bourdieus Perspektive eine besondere Neigung zur Quantifizierung des Sozialen.[37] Allerdings dürfen die genuin praxeologischen Aspekte von Bourdieus Theorie nicht vernachlässigt werden. So ist erstens darauf zu verweisen, dass die Kapitalien nicht *an sich* eine Wirkung erzielen, sondern ausschließlich in spezifischen sozialen Praktiken und auf der Grundlage der Wahrnehmung und Klassifikation des Kapitals, die in unterschiedlichen Feldern verschiedenen Logiken unterliegen können. Die Relevanzen von Kapitalsorten sind dabei stets lokal spezifisch und umkämpft. Sie können sich durch die Praxis der Akteure verschieben.

36 Butler 1997a: 32.

37 Vgl. dazu oben den Verweis auf die Kritik an den materialistischen Tendenzen Bourdieus und die Reaktionen auf diese Kritik (Kap. 2.10).

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Zweitens hat Bourdieu den Kapitalbegriff kulturalistisch gewendet, indem er auch kulturelles, soziales und symbolisches Kapital eingeführt hat, wie bereits herausgearbeitet worden ist. Das symbolische Kapital bildet dabei die Maßeinheit für die Anerkennung des Kapitals durch andere Akteure und bezeichnet ausschließlich eine praktische Relation, ohne selbst eine Substanz zu besitzen. Drittens verweist Bourdieu auch unabhängig vom Kapitalbegriff allgemein auf die Relevanz von Anerkennung für Machtverhältnisse. Hierin liegt ein weiterer und wesentlicher Beitrag Bourdieus zur Konzeption von Macht: Mit dem Begriff der Doxa beschreibt er, wie oben bereits ausgeführt, dass Macht eine stillschweigende Anerkennung der Verhältnisse voraussetzt, die sich einstellt, wenn die inkorporierten Schemata mit den objektiven Strukturen der Welt im Einklang sind und die soziale Ordnung deshalb als legitim empfunden wird. Bourdieus Soziologie setzt die Reproduktion dieser Anerkennung voraus, da sie – wie oben ausführlich diskutiert worden ist – von einer statischen Reproduktion des Koinzidenzverhältnisses zwischen Habitus und sozialer Welt ausgeht. Die Macht der Herrschenden ist fundamental von ihrer Anerkennung durch die Beherrschten abhängig und durchläuft die Schemata des Habitus. Damit wird Macht auch bei Bourdieu wesentlich körperlich begriffen und kann nicht allein auf materielle Ressourcen zurückgeführt werden. In Bourdieus Verweis auf die präreflexive Anerkennung von Macht identifiziert Butler theoretische Überschneidungen mit ihrer Konzeption der nicht-bewussten Verhaftung mit einer Subjektivierung.

Abschließend soll noch auf Latours kritische Diskussion des Machtbegriffs eingegangen werden, in der Parallelen zu Foucault zu finden sind. Im Rahmen seiner oben ausgeführten Vorwürfe gegenüber der Soziologie und ihrer Perspektive, das Soziale als eine Substanz von eigener Qualität zu begreifen, gerät auch das Konzept der »Macht« in die Kritik. Diese werde von der Soziologie als eine Art »Klebstoff« verstanden, als eine eigenständige Substanz, mit der eine Verbindung erklärt werden könne.[38] Latour konstatiert, dass hier eine Verwechslung von Ursache und Wirkung vorliege, und dass man den Machtbegriff nicht zur Erklärung verwenden könne, sondern vielmehr heterogene Formen von Assoziationen betrachten solle. Mit dieser Argumentation weist er, wie Foucault, die Annahme zurück, dass Macht in den Kategorien von Aneignung und Besitz begriffen werden kann, und bezieht den Begriff stattdessen auf die kontinuierliche Hervorbringung einer Assoziation in der Praxis: »Wenn Macht nicht etwas ist, das man anhäufen und besitzen kann, ist es doch etwas, das *gemacht* werden muss.«[39] In dieser Konzeption wird Macht als praxisimmanent[40] be-

38 Vgl. Latour 2006b.
39 Latour 2006b: 206.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

griffen und ihre Wirkung als Möglichkeit definiert, eine Verbindung in Raum und Zeit aufrecht zu erhalten. Es wird deutlich, dass Latour an dieser Stelle »Macht« als Synonym für »Stabilität« einsetzt, den Begriff, den er, wie oben ausgeführt, zur Bezeichnung der Dauerhaftigkeit des Sozialen verwendet. Im Fokus stehen dabei wieder *materielle* Elemente der Stabilisierung des Sozialen, wie an den Beispielen deutlich wird, die Latour zufolge die »Macht des Managers« aufrechterhalten: »eine lange Reihe von Telefongesprächen, Aufzeichnungen, Wänden, Kleidern und Maschinen«[41]. Damit bestätigt sich auch an dieser Stelle erneut die Einsicht, dass Latours Perspektive die *körperliche* Stabilisierung des Sozialen marginalisiert. Mit Foucaults Machtkonzeption teilt er dabei die Auffassung, Macht als praxisimmanent zu begreifen und in heterogenen Verbindungen zu verorten. Im Unterschied zu Foucault zieht Latour jedoch die Konsequenz, auf die Verwendung des Machtbegriffs vollkommen zu verzichten.

In allen vier diskutierten Ansätzen wird somit Macht als praxisimmanent konzipiert und eine theoretische Verschiebung des Verständnisses von Macht als einer übertragbaren Substanz hin zu Macht als einer Relation, die beständig in der Praxis aufrechterhalten werden muss, vertreten. Dabei spielt besonders für Bourdieu und Butler die Nicht-Bewusstheit körperlicher Schemata eine zentrale Rolle bei dieser Stabilisierung. In vielerlei Hinsicht überschneidet sich der Gebrauch des Machtbegriffs mit der Verwendung der Begriffe »Stabilität« und »Instabilität« in dieser Studie. Zum Teil bezeichnet er eine Dauerhaftigkeit in der Zeit, zum Teil wird die drohende Auflösung dieser Stabilität in die Definition des Machtbegriffs selbst eingeschlossen. Bei Bourdieu wird die Reproduktion der Anerkennung von Macht vorausgesetzt, bei Foucault, Butler und Latour wird das Verhältnis von Reproduktion und Verschiebung als prekär begriffen und von einer Instabilität der Praxis ausgegangen. Hat die Auseinandersetzung mit der Verwendung des Machtbegriffs in der Praxistheorie nun lediglich eine Verdoppelung der Leitfrage dieser Untersuchung zur Folge gehabt? Lässt sich der Machtbegriff auf die Konzepte »Stabilität« und »Instabilität« reduzieren? Diese Vermutung wäre ein Kurzschluss, der einige spezifische Qualitäten des Machtbegriffs verkennen würde: Der Machtbegriff kann mehr als nur »Stabilität« umfassen, wenn er z. B. bei Foucault das Bindeglied zwischen Wissensproduktion und Subjektkonstitution herstellt, also als Macht-Wissens-Konzept zur Beschreibung der humanwissenschaftlichen Normalisierung dient, in deren Rahmen spezifische Techniken der Datenerhebung und -interpretation auf die Disziplinierung

40 Latour beschreibt dieses Machtverständnis auch als einen Wechsel der Perspektive »vom *Prinzip* zur *Praxis*« (Latour 2006b: 206).

41 Latour 2006b: 208.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

der Individuen gerichtet sind. Damit bezeichnet der Machtbegriff nicht nur die Dauerhaftigkeit einer Relation, sondern auch die Form einer ganz konkreten Verbindung. Er kann zudem insbesondere auch ein bestimmtes Ungleichgewicht benennen und die relative Dominanz einer Wirkung oder die außerordentliche Festigkeit einer Verbindung hervorheben. In Begriffen von Macht zu sprechen lässt sich dann als eine genuine Beschreibungsform des Sozialen verstehen, in der Verhältnisse in spezifischer Weise dargestellt werden, um sich kritisch von ihnen zu distanzieren. Der analytische Mehrwert des Machtbegriffs würde damit gerade darin liegen, die wissenschaftliche Beschreibung in den Dienst der Kritik zu stellen. Dabei führt ein praxeologisches Verständnis von Macht zu einer Ausweitung der kritischen Perspektive auf ein gegebenes Phänomen, da jede Beschreibung von Qualitätsdifferenzen und Stabilisierungsmechanismen bereits als Teil einer Machtanalyse begriffen und so die Komplexität eines Machtverhältnisses herausgearbeitet werden kann.

Die Diskussion hat somit zweierlei gezeigt: dass Macht als praxisimmanent verstanden werden muss und dass sich das Konzept teilweise mit den Begriffen »Stabilität« und »Instabilität« überschneidet, jedoch nicht auf diese zu reduzieren ist. Gerade aufgrund der spezifischen Eigenschaften des Machtbegriffs darf daher Praxis nicht ausgehend von Macht, sondern muss Macht vielmehr ausgehend vom allgemeineren Begriff der Praxis erfasst werden.

6.2.3.3 Norm als spezifische Konstellation

Eingangs wurde bereits, im Rahmen der Abgrenzung der Praxistheorie von anderen sozialtheoretischen Ansätzen, das Verhältnis zwischen dem Praxis- und dem Normbegriff herausgearbeitet. Dabei wurde als Charakteristikum der Praxistheorien entwickelt, dass diese die Kategorie der Norm dem Praxisbegriff nachordnen. Während die normorientierten Ansätze Handlungen ausgehend von Normen begreifen, werden in praxeologischen Ansätzen Normen ausgehend von Praktiken verstanden, wodurch stets die Kontextualität der Praktiken, also das Netz ihrer Relationen, einbezogen wird.

In Bezug auf Pierre Bourdieu lässt sich diese Position verdeutlichen: Bourdieu verzichtet auf die Verwendung des Normbegriffs und stellt stattdessen das Praxiskonzept ins Zentrum seines Ansatzes. In dieser Perspektive folgen Akteure nicht einer externen Norm, die ihr Handeln beschränken würde, sondern produzieren die Ordnung des Sozialen aufgrund ihres inkorporierten, praktischen Sinns. Die Regelmäßigkeit des Handelns wird auf die Dispositionen des Habitus zurückgeführt, die situativ angemessenes Verhalten hervorbringen. Damit unterstellt Bourdieu keine mechanische Befolgung externer, regulativer Regeln,

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

sondern vertritt ein konstitutives Verständnis von Regelmäßigkeit als Praxis.[42]

Im Unterschied zu Bourdieu beziehen sich Foucault und Butler auf die Kategorie der Norm, gebrauchen diese jedoch in spezifischer Weise. Foucault verwendet den Normbegriff in seinen Studien zur Disziplinargesellschaft, um eine historisch kontingente Form der Subjektivierung zu beschreiben, die er als charakteristisch für die Moderne darstellt. Die historisch kontingente Voraussetzung für Normalisierung ist dabei nicht lediglich die Existenz einer Norm, die Subjekten ein Verhalten aufzwingt, sondern ein Komplex aus Praktiken der Wissensproduktion, Praktiken der Einübung, Prüfung und Sanktionierung von Verhaltensweisen, Institutionen der Überwachung und räumlichen Arrangements. Normierung bedeutet Messung, Abgleich an einer Norm und Reduzierung von Abweichungen mittels des spezifischen Arsenals disziplinierender Technologien und Institutionen. Sie stellt sich ausschließlich in einem historisch spezifischen Dispositiv her, das Subjektivität konstituiert. Foucault betont in seiner Konzeption damit die Praxisimmanenz und die Produktivität der Norm: Sie liegt nicht *hinter* der Praxis und steht in keinem äußerlichen Bezug zu ihr, sondern wirkt ausschließlich in der Praxis selbst.[43] Dass es sich bei der Wirkung der Norm um eine historisch spezifische Konstellation handelt, wird dadurch bekräftigt, dass Foucault in seinem Spätwerk zur Beschreibung der Ästhetik der Existenz nicht mehr auf den Normbegriff rekurriert. Seine Studien der Technologien des Selbst sollen vielmehr herausarbeiten, dass die griechische Selbstkultur durch eine Form von Subjektivität gekennzeichnet gewesen ist, die im Vergleich zur Disziplin spezifische Freiheitsgrade enthält, weshalb der Normbegriff in diesem Fall keine angemessene Beschreibungskategorie ist. Die Reflexion des Selbst ist hier unabhängig von einer Verrechtlichung, die sich im Verlauf der Geschichte erst mit der zum Kodex orientierten Moral des Christentums entwickelt. Zur Analyse dieses historischen Prozesses greift Foucault auf den Praxisbegriff zurück, den er ins Zentrum seiner praxeologischen Methodologie stellt, um Entwicklungen unabhängig von den Kategorien »Gesetz« oder »Norm« zu erfassen. In Foucaults analytischem Vokabular wird »Norm« daher nicht nur als praxisimmanent, sondern außerdem als historisch spezifische Beschreibungskategorie verstanden.

Auch Butler legt ihrer Theorie die Immanenz der Norm zugrunde und weist einen praxisunabhängigen ontologischen Stellenwert der Norm zurück. Normen bestehen Butler zufolge ausschließlich durch ihre beständige performative Wiederholung in der Praxis. Allerdings

42 Zu Bourdieus Rekurs auf Wittgensteins Regelverständnis im Rahmen seiner Zurückweisung normativer, regulativer Regeln s. o. Kap. 2.1.

43 Vgl. Macherey 1991: 183–187.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

greift sie im Rahmen ihrer Konzeption von Geschlecht auf den Normbegriff zurück. Dabei wurde in der obigen Diskussion argumentiert, dass zum Verständnis der zentralen Stellung des Normbegriffs bei Butler berücksichtigt werden muss, dass sie sich mit dem Geschlecht auf einen Ausschnitt des Sozialen mit spezifischen Charakteristika bezieht. Die Verwendung des Normbegriffs kann dabei, wie oben bereits herausgearbeitet, auf zwei miteinander verbundene Aspekte der Geschlechtsidentität zurückgeführt werden: Die binäre Organisation der Intelligibilität von Geschlecht sowie die besondere emotionale Verhaftung unserer Identität mit der Kategorie des Geschlechts.

Wie Foucault geht daher auch Butler davon aus, dass zur Beschreibung eines Phänomens als normierende Ordnung die gesamte Konstellation einbezogen werden muss, die dafür sorgt, dass eine Norm »innerhalb sozialer Praktiken als impliziter Standard der *Normalisierung*«[44] wirken kann. Während also jede Praxis allgemein durch Formen sozialer Einübung und durch gegenseitiges Korrekturverhalten gekennzeichnet ist, bleibt die Frage, ob eine bestimmte Konstellation als normalisierende Ordnung bezeichnet werden kann, empirisch zu klären und im Detail zu begründen. Die Verwendung des Normbegriffs ist bei Foucault historisch begründet und kennzeichnet dort die moderne Gesellschaft als Ganzes. Bei Butler dagegen liegt die Begründung des Normbegriffs darin, dass sich ihre Sozialtheorie auf einen spezifischen Ausschnitt des Sozialen, das Geschlecht, bezieht. Die Praxistheorie kann daher nur mit Bedacht auf den Normbegriff rekurrieren. Aus der Verwendung des Normbegriffs bei Butler und Foucault kann nicht der theoretische Impuls abgeleitet werden, den Praxisbegriff der Kategorie der Norm unterzuordnen.

Anstatt die Norm als eine kohärente Einheit zu begreifen, welche die Handlungen von Individuen beschränkt, kann Normalisierung praxeologisch vielmehr als eine spezifische Produktion von Subjektivität beschrieben werden, die auf die Ausrichtung an einem Maß und auf die Reduktion von Abweichungen zielt. Dabei ist eine Norm keine eigenständige Entität, die den Praktiken der Subjekte vorgängig wäre; sie ist vielmehr als praxisimmanent zu begreifen. Die Norm bildet daher nicht die *Ursache* für ein bestimmtes Subjektivitätsverhältnis, sondern vielmehr dessen kontingente *Form*.

6.2.3.4 Macht und Norm als praxeologische Analysekategorien

Wenn die Kategorien »Macht« und »Norm« in der Praxistheorie Verwendung finden, dann als abhängige und nicht als unabhängige Kategorien zur Erklärung sozialer Relationen. In der Diskussion wurde

44 Butler 2009: 73.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

gezeigt, dass beide Begriffe den Praktiken nicht vorausgehen, sondern vielmehr ausschließlich von diesen ausgehend konzipiert werden können. Das zentrale analytische Konzept bildet der Praxisbegriff, der ein relationales Handlungsverständnis ausdrückt. Die Begriffe »Macht« und »Norm« beschreiben daher in der Praxistheorie ausschließlich bestimmte Eigenschaften der Verbindungen zwischen Praktiken (und Artefakten).

In der praxeologischen Konzeption ist der Begriff der Macht als ein übergreifendes theoretisches Konzept zu verstehen, mit dem eine Reihe heterogener Relationen in ihren Wirkungen zusammengefasst werden kann. Anstatt Macht als eine Substanz oder Ressource zu begreifen, wird der Begriff in der Praxistheorie auf verschiedene Formen von Zusammenhängen ausgedehnt und als ein instabiles, umkehrbares Kräfteverhältnis konzipiert. Der Rekurs auf die Kategorie der Macht zur Bezeichnung dieser Kräfteverhältnisse ist dabei stets auch eine rhetorische Strategie zur kritischen Distanzierung vom untersuchten Phänomen.

Der Normbegriff dient zur Charakterisierung einer historisch und lokal spezifischen Form der Verbindung sozialer Praktiken in Bezug auf Subjektivierung. Dabei muss eine Norm in der Praxis immer wieder durch Wiederholung bestätigt werden und besteht nur praxisimmanent. Normalisierung ist zudem auch von Institutionen der Überwachung abhängig, an Praktiken der Wissensproduktion, Prüfung und Sanktionierung gebunden und setzt affektive Bindungen an Identitätskategorien voraus. Der Begriff ist daher eher eine Kurzform zur Beschreibung heterogener und miteinander verschränkter sozialer Mechanismen als eine allgemeine Analysekategorie.

Die Begriffe bilden in praxeologischen Studien keine Ausgangspunkte einer Untersuchung, sondern bezeichnen vielmehr spezifische Verbindungen zwischen Praktiken. Weder kann ahistorisch vorausgesetzt werden, was unter »Macht« zu verstehen ist, noch kann die Normierung des Subjekts als Modell sozialer Stabilisierung universalisiert werden. Diese Studie unterbreitet daher unter anderem auch den Vorschlag, nicht die Begriffe der Macht und der Norm ins Zentrum der Analyse zu stellen, sondern die Reproduktion und Transformation des Sozialen ausgehend von den Begriffen der Wiederholung und der Stabilität bzw. Instabilität zu untersuchen.

6.3 Methodologische Prinzipien der Praxistheorie

Abschließend sollen nun aus den Ansätzen von Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Judith Butler und Bruno Latour methodologische Prinzipien herausgearbeitet werden, die praxeologische Forschungsvorhaben anleiten können. In diesem Teil wird erörtert, von welchen methodolo-

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

gischen Verschiebungen die sozialtheoretische Perspektive der Praxistheorie gekennzeichnet ist und durch welche genuinen Verfahrensweisen sie sich auszeichnet. Dabei werden einerseits die Ergebnisse des Theorievergleichs zu Analyseprinzipien verdichtet und andererseits Aspekte einer praxistheoretischen Sicht auf das Soziale, die bislang nur am Rande thematisiert worden sind, explizit ausformuliert. Ziel der Entfaltung methodologischer Prinzipien der Praxeologie ist, die Konsequenzen eines Praxisverständnisses, das sich auf die Begriffe »Wiederholung«, »Stabilität« und »Instabilität« stützt, für die Analyse aufzuzeigen.

Aus der vorangegangenen Auseinandersetzung mit den praxeologischen Analysekategorien, die in Bezug auf die Frage nach der Konzeption der Stabilität und Instabilität des Sozialen diskutiert worden sind, ergeben sich bereits drei methodologische Prinzipien, die nicht erneut ausgeführt zu werden brauchen: Praxeologische Analysen berücksichtigen fundamental erstens die Körperlichkeit und zweitens die Materialität des Sozialen, wobei letztere die Relevanz sowohl von Artefakten als auch von räumlichen Ensembles für die Konstitution sozialer Praxis umfasst. Drittens setzen praxeologische Analysen mit dem Praxisbegriff unterhalb konventioneller sozialtheoretischer Kategorien wie »Macht« oder »Norm« an und können daher die historische und lokale Spezifität derjenigen kultureller Formationen herausarbeiten, auf die diese Kategorien zutreffend angewendet werden können. Über diese drei bereits diskutierten Aspekte hinaus lässt sich eine Reihe weiterer methodologischer Prinzipien identifizieren, die praxeologische Forschungen anleiten können. Im Folgenden sollen die Dezentrierung des Subjekts, die Relationalität und die Zeitlichkeit der Praxis sowie das Denken in graduellen Differenzen beleuchtet werden. Abschließend wird das Verfahren der Praxistheorie als eine »transitive Methodologie« gekennzeichnet.

6.3.1 Dezentrierung des Subjekts

Ein wesentliches Prinzip der Praxistheorie, das allen diskutierten Ansätzen gemeinsam ist, besteht in der analytischen Dezentrierung des Subjekts. Mit der Verwendung des Praxisbegriffs weisen praxeologische Ansätze die Intentionen eines Subjekts als Ausgangspunkt der Analyse des Sozialen zurück. Darin stimmen sie mit strukturalistischen und poststrukturalistischen Positionen überein, die Bedeutung nicht auf eine intentionale Setzung, sondern auf Differenzrelationen zurückführen. Das Wahrnehmen, Denken, Sprechen und Handeln von Subjekten ist in einen Kontext kulturell zirkulierender Praktiken eingebettet, der bereits vor dem Subjekt existiert und den Raum für mögliche Praktiken und Selbstverhältnisse eröffnet und einschränkt. Die analytische Dezentrierung des Subjekts besteht somit erstens in der Anerkennung, dass

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

niemand denken, sprechen oder handeln kann, ohne in den kulturellen Horizont eines Praxisgeschehens eingebunden zu sein und sich zitierend auf diesen zu berufen. In dieser Hinsicht muss das Subjekt als Ansammlung und Schnittpunkt von Kompetenzen oder Ausrüstungen begriffen werden, die in einem Außen zirkulieren und in deren Aneignung es sich konstituiert. Praxeologische Ansätze sind zweitens in zeitlicher Dimension auch mit einer genealogischen Dezentrierung des Subjekts verbunden, indem sie die kulturellen Voraussetzungen für die Konstitution von Subjektivität auf *historisch* spezifische Praktikenkomplexe zurückführen, die sich zu bestimmten Zeitpunkten herausbilden und die charakteristisch für abgrenzbare Zeiträume sein können. Gleichzeitig sind Praxistheorien aber drittens durch ihre Akteursperspektive gekennzeichnet, die von einem (dezentrierten) Subjektverständnis ausgeht. Sie fokussieren daher keine körperlos zirkulierenden Praktiken oder Diskurse, sondern – wenn auch in unterschiedlichen Konzeptionen – die Wiederholung von Praktiken *durch* Akteure und beziehen sich dabei immer auf die Bedeutung von Praktiken *für* Akteure. Damit fragen sie auch nach der *lokalen* Aneignung von Praktiken, d. h. nach Gruppen von Akteuren, die an spezifische Praktikenkomplexe zitierend anschließen und Praxisgemeinschaften gemeinsam geteilter Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen bilden. Sie setzen dabei jedoch weder das Subjekt noch den Körper als unhinterfragte analytische Einheiten voraus, sondern beziehen auch deren praktische Konstitution in ihre Perspektive ein. Praxeologische Analysen können ihren Blick daher sowohl darauf richten, *wer* eine Praxis wiederholt, als auch darauf, wie die Wiederholung das Subjekt *konstituiert*, das wiederholt.

6.3.2 Relationalität der Praxis

Anstatt das Subjekt an den Beginn der Analyse zu setzen, bilden in praxeologischen Ansätzen die Relationen zwischen Praktiken den methodologischen Ausgangspunkt. Dabei ist mit der Verwendung des Praxisbegriffs die strikte Zurückweisung eines Verständnisses verbunden, das Handlungen als isolierte Akte eines rational planenden Subjekts begreift. Zu Beginn der Arbeit wurde schon darauf hingewiesen, dass die praxeologische Konzeption des Handelns bereits in Bezug auf die Identifikation *einer* Handlung ein relationales Verständnis vertritt: Die Frage, was *eine* Praxis ist, steht immer schon im Verhältnis zu der Wiederholung dieser Praxis, da die Wahrnehmung einer Handlung als solcher vom praktischen Verstehen abhängig ist, von einem angeeigneten impliziten Wissen bzw. praktischen Sinn. Die Tatsache, *dass* Praktiken auf andere Praktiken verweisen, beruht auf der Erfahrung der Akteure, die ein Verständnis dieser Praktiken entwickelt haben. Relationen zwischen Praktiken bestehen daher aufgrund gemeinsam geteilter Ver-

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

ständnisse dieser Praktiken. Praktiken haben nur *für* Akteure, teilweise sogar nur für spezifische Gruppen von Akteuren, eine bestimmte Relevanz und Bedeutung. Wie bereits erörtert, fallen im Wiederholungsprozess die kulturelle Verfügbarkeit, die kompetente Ausführung und das Verstehen einer Praxis zusammen. Die relationale Perspektive der Praxistheorie äußert sich daher in der zentralen Stellung des Wiederholungskonzepts.

Die Identifikation und die Bestimmung der Genauigkeit einer Praxis sind relational von der Praxisgemeinschaft abhängig, die eine Praxis wahrnimmt. Daher lässt sich die Frage, was das »Gleiche« einer Wiederholung ist, nur kontextbezogen stellen. Ihre Beantwortung hängt von dem sozialen Feld und der Gruppe der Akteure ab. So werden Experten die Identität einer Praxis anders beurteilen als Laien, so existieren etwa unterschiedliche Genauigkeitsvorstellungen bezüglich einer Handbewegung im Sport, bei der Physiotherapie oder an der Werkbank. Wenn die Soziologin daher von der »Stabilität« oder »Instabilität« einer Praxis spricht, folgt sie damit stets – implizit oder explizit – der Wahrnehmung einer bestimmten Gruppe von Akteuren, deren Teil sie bildet. Jede Identifikation einer Praxis setzt bereits einen sozialen Standpunkt voraus. Sowohl im Alltag als auch in der soziologischen Beschreibung beziehen wir uns daher stets auf die Identifikation einer Praxis *als* gleich oder ungleich, *als* gelungen oder misslungen, *als* bekannt oder neu.

6.3.3 Zeitlichkeit der Praxis

Die Reflexion der Relationalität der Praxis setzt auch eine Reflexion ihrer Zeitlichkeit voraus. In dieser Studie wurde auf unterschiedliche Weise die fundamental zeitliche Perspektive der Praxistheorie hervorgehoben, die ebenfalls alle vier diskutierten Ansätze kennzeichnet. Praxis kann ausschließlich als Prozess, in der Verlaufsform gedacht werden. Sowohl die Stabilität als auch der Wandel einer Praxis ereignen sich in der Zeit. Dabei sind Zeitlichkeit und Relationalität der Praxis untrennbar miteinander verbunden: Es bestehen Relationen zwischen Praktiken aufgrund der zeitlichen Dauer ihrer Wiederholung; und die Ausführung von Praktiken wird als Wiederholung in der Zeit erfahren, da Relationen zwischen den einzelnen Instanzen des Auftretens von Praktiken bestehen, da also über einen Zeitraum hinweg eine Verbindung identifiziert wird. Der Wiederholungsbegriff umfasst die beiden untrennbar auf einander bezogenen Dimensionen der Zeitlichkeit und der Relationalität. Im Denken der Wiederholung verschränken sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer Praxis. Eine gegenwärtige Ausführung einer Praxis existiert nur aufgrund vergangener Ausführungen dieser Praxis, und sie eröffnet neue, zukünftige Anschlussmöglichkeiten an diese Praxis durch Zitation. Dabei ist die Ver-

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

gangenheit in der Wahrnehmung und Bewertung von Praktiken durch Akteure präsent.[45]

Über die Grundlagenreflexion hinaus können von der Anerkennung der Zeitlichkeit der Praxis eine Reihe von Fragen ausgehen, die für die Forschung relevant sind: Wie lange haben Praktiken Bestand? In welcher Geschwindigkeit können sie sich verändern? Wie schnell kann eine Praxis angeeignet werden? Können Rhythmen des Auftauchens von Praktiken identifiziert werden? Aber auch: Welche Kulturen der Zeitempfindung gibt es? Können diese sich überlagern und miteinander in Konflikt geraten? Wie wandelt sich Zeitwahrnehmung historisch? Welche Formen des alltäglichen »Zeitmanagements« existieren? Inwiefern sind Zeitwahrnehmung und Zeitmanagement von technischen Verfahren und materiellen Artefakten abhängig?

6.3.4 Graduelle Differenzen

Eine bedeutsame Konsequenz der praxeologischen Perspektive ist ein Denken in graduellen Differenzen, das in der konstitutiven Unschärfe der Praxis begründet liegt. In diesem Zusammenhang ist zunächst noch einmal an die paradoxe Verschränkung von Identität und Differenz in einer Wiederholung zu erinnern, an das Phänomen der Wiederkehr des Ungleichen als eines Gleichen. Das »Gleiche« einer Wiederholung ist fundamental von einer eingeschlossenen Differenz abhängig. In Wittgensteins Bemerkung, dass die Begriffe »Praxis« und »Regelmäßigkeit« mit der Verwendung des Wortes »gleich« verwoben sind, ist dieses nicht als absolute Identität, sondern im Sinne des ebenfalls von Wittgenstein geprägten Begriffs der »Familienähnlichkeiten« als eine graduelle Verschränkung von Gemeinsamkeiten und Differenzen zu verstehen. Im Kern der paradoxen Wiederholung steht daher eine konstitutive Unschärfe.

Beim Grüßen beispielsweise ist es vollkommen unerheblich, ob ich meine Hand auf 1,60 m oder 1,73 m hebe, ob es die rechte oder die linke ist, ob ich dazu »Hallo!« sage oder »Grüß Gott!«. In allen Fällen wird meine Handlung als Grüßen verstanden. Weder wenn wir eine Praxis ausführen, noch wenn wir sie als solche identifizieren, existiert ein absolutes Genauigkeitsideal. Die Unschärfe ist jedoch bei der Ausführung von Praktiken kein »Problem«, sondern vielmehr die konstitutive Bedingung des Funktionierens jeglicher Praxis und Bedeutung. Es ist für das Gelingen einer Praxis somit nicht entscheidend, dass eine Praxis

45 Mit dem Verweis auf die fundamentale Bedeutung der Zeitlichkeit für die Praxistheorie kann Armin Nassehis Kritik an der Gegenwartsbezogenheit der Praxistheorie als unzutreffend zurückgewiesen werden, vgl. Nassehi 2006: 231–236.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

in dem Sinne dieselbe ist, dass eine bestimmte, messbare Genauigkeit einer Körperbewegung oder akustischen Wellenlänge vorliegt. Ganz im Gegenteil würde dieser hypothetische Anspruch an eine Praxis nicht nur menschliche Fähigkeiten übersteigen und Handlungen lähmen, sondern auch die »Übertragbarkeit« einer Praxis in eine andere Situation unterbinden. Vielmehr beruht die stets kontextuelle Aussage, dass eine wiederholte Praxis dieselbe sei, konstitutiv auf einem Bereich des Ungefähren. Erst die Unschärfe der Praxis ermöglicht die Wiederkehr des Ungleichen als eines Gleichen in der Wiederholung.

Die Unschärfe jeglicher Praxis erfordert von der Sozialtheorie auch ein Denken in graduellen Differenzen, das mit praxeologischen Ansätzen in unterschiedlichen Dimensionen entfaltet werden kann. Fließende Übergänge bestehen unter anderem in Bezug auf die Frage, inwiefern Praktiken individuell oder kollektiv sind, inwiefern sie bewusst oder nicht-bewusst sind, inwieweit das implizite Wissen explizierbar ist, inwieweit die Ausführung einer Praxis »frei« ist, usw. Die Praxistheorie löst durch das Denken in graduellen Differenzen dichotome Konzeptionen des Sozialen ab, in denen etwa Individuum und Gesellschaft, Wissen und Handeln oder Zwang und Freiheit einander gegenübergestellt werden.

Ein zentraler Aspekt des Denkens in graduellen Differenzen ist die Auflösung des Gegensatzes zwischen »individuell« und »kollektiv« in der Praxistheorie. Individuell angeeignete Praktiken sind insofern kollektiv, als sie stets mit anderen Akteuren geteilt werden. Umgekehrt sind Praktiken bis zu einem gewissen Grade individuell, da sie durch Unschärfe in der Ausführung und durch situative Anpassungen gekennzeichnet sind. Der Praxisbegriff hebt diese Dimension gradueller Differenzen hervor, indem er ein relationales Verständnis des Handelns als Wiederholung vertritt.

Fließende Übergänge bestehen auch bezüglich der Nicht-Bewusstheit und der Explizierbarkeit des impliziten Wissens. Hier hat die Praxistheorie von unterschiedlichen Graden der Bewusstheit und der Verbalisierbarkeit von Wissen auszugehen und kann davon unterschiedliche Grade der Vermittelbarkeit, Erlernbarkeit oder Veränderbarkeit von Praktiken ableiten. Dabei kann sie auch Techniken untersuchen, die zur Bewusstmachung nicht-bewusster Aspekte des Handelns eingesetzt werden, etwa um eine stärkere Sensibilisierung für habitualisierte Bewegungen zu erreichen, die eine Voraussetzung für deren Veränderung bildet. Diese Techniken – etwa von Methoden der Körperarbeit bis hin zur Videoanalyse des eigenen Verhaltens – werden beispielsweise auch von SchauspielerInnen eingesetzt, um sich der Bewegungen ihres eigenen Körpers bewusster zu werden und dessen künstlerische Gestaltbarkeit zu vergrößern.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Foucaults Studien zur Transformation der Technologien des Selbst von der griechischen Antike bis ins Christentum bilden ein analytisch wertvolles Modell einer historischen Perspektive, die Veränderungen in der Bedeutung und der sozialen Relevanz von Praktiken verfolgt und dabei fließende Übergänge zwischen unterschiedlichen Verständnissen und Verwendungsweisen dieser Praktiken im Detail herausarbeitet. Er fokussiert dabei einzelne, konkrete Übungen als kulturelles Repertoire an Selbsttechniken und beleuchtet, wie dieses durch unterschiedliche Kontextualisierungen und veränderte institutionelle Bedingungen divergierende soziale Konsequenzen für die Subjektkonstitution entfaltet. Unter Foucaults Arbeiten bildet seine Studie des historischen Wandels der Technologien des Selbst daher eine modellhafte Analyse von Praktiken, die auf einem graduellen Denken von Differenzen beruht.

Aus der Existenz einer Unschärfe im Kern der Praxis folgt allerdings nicht, dass nicht ständig Festlegungen getroffen werden, wenn Akteure Praktiken identifizieren und Bedeutungen verstehen. Entsprechend geht Latour in seinem Ansatz fundamental von der Unbestimmtheit des Sozialen aus, verfolgt jedoch gleichzeitig, welche Festlegungen von den Akteuren getroffen werden, etwa bezüglich der Frage, ob ein Element handelt oder nicht. Die Netzwerkmetapher ist dabei in der ANT die methodologische Konzeptualisierung eines Denkens, das keine klaren Grenzen kennt, sondern ausschließlich graduelle Differenzen, z. B. zwischen »Subjekt« und »Objekt« oder zwischen »lokal« und »global«. Die praxeologische Perspektive muss daher einerseits in ihren Analysen von fließenden Übergängen ausgehen und diese als fundamentale Voraussetzung für das Soziale begreifen, sie muss jedoch gleichzeitig verfolgen, wie das praktische Verstehen und Ausführen von Praktiken von situativen Identifikationen und Festlegungen abhängig ist. Dabei kann sie untersuchen, wie die Genauigkeitsideale bei der Festlegung der Identität einer Praxis historisch und lokal variieren, und dementsprechend graduelle Wahrnehmungsdifferenzen von Praktiken in unterschiedlichen Abschnitten der Geschichte, in verschiedenen sozialen Feldern, zwischen Experten und Laien oder allgemein zwischen Praxisgemeinschaften herausarbeiten.

Ein letzter Aspekt graduellen Denkens betrifft schließlich die Frage, inwiefern Praktiken stabil oder instabil sind – die Leitfrage dieser Untersuchung. Hier wurde von Beginn an eine theoretische Vorentscheidung darüber, ob Praktiken grundsätzlich stabil oder instabil sind, zurückgewiesen. Stattdessen wurde, von der historischen und lokalen Vielfalt der Praxis ausgehend, der Definition der Begriffe »Stabilität« und »Instabilität« eine paradoxe Konzeption von Wiederholung zugrunde gelegt. Noch die stabilste Wiederholung enthält eine Differenz, noch die instabilste Verschiebung enthält Elemente von Identität. Daher lässt sich auch die Frage nach der Stabilität oder Instabilität der

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Praxis ausschließlich in einem Denken gradueller Differenzen beantworten.

6.3.5 Transitive Methodologie

Indem die Praxistheorie die Quelle der Handlungsfähigkeit weder in der Intention eines Subjekts noch in einer einzelnen Praxis, sondern in Relationen verortet, verweist sie auf zeitlich vorgelagerte, bestehende Praktiken, die von den Subjekten wiederholt werden. Dabei geraten auch vielfältige andere, zeitlich und räumlich verlagerte Elemente in den Blick, die eine gegenwärtige Ausführung einer Praxis beeinflussen, aufrechterhalten, formen: z. B. bei Bourdieu das in der Vergangenheit akkumulierte Kapital, bei Foucault die heterogenen Elemente eines Dispositivs, bei Latour Artefakte und Räume. In diesem Zusammenhang ließe sich von der Heterogenität der betrachteten Relationen sprechen. Bei Latour wird entsprechend das Konzept der Assoziation als offene heuristische Kategorie zur Beschreibung heterogener Formen von Verbindungen verwendet. Die relationale Perspektive der Praxistheorie führt daher auch zur Dezentrierung des Ursprungs einer Praxis. Die Ursache für Handeln ist nicht auf eine einzige Handlungsquelle als absoluten Ursprung zurückzuführen, sondern verteilt sich auf die Relationen, in die eine Praxis eingebunden ist. Bei der praxeologischen Perspektive handelt es sich daher auch allgemein um einen Ansatz zur analytischen Dezentrierung von Kausalität.

Die explizite Ausformulierung einer »Dezentrierung des Ursprung« findet sich in Butlers Anschluss an Derrida, dessen Philosophie der Iterabilität fundamental durch die Abkehr von einer Suche nach einem begründenden Ursprung geprägt ist. Die Wiederholung einer Praxis kann sich nicht auf ein Original berufen, das ihre Bedeutung garantieren könnte, sondern stellt selbst durch ihre Kontinuität den Anschein von Geschlossenheit, Originalität und Authentizität her. Sie schließt dabei zitierend an bestehende Praktiken an und ist auf diese Weise in einen Komplex aufeinander bezogener Praktiken eingebunden. Auch Foucault weist in seinen Arbeiten die Suche nach dem Ursprung zurück und rekurriert auf Nietzsches Konzeption der Genealogie, die ausschließlich in »relativen Anfängen« denkt. Aus diesem allgemeinen Geschichtsverständnis entwickelt Foucault ein methodologisches Prinzip der Analyse, das Paul Veyne als Verfahren beschrieben hat, »Praktiken zu erklären, indem man nicht von einer einzigen Antriebskraft ausgeht, sondern von allen angrenzenden Praktiken, in denen sie verankert sind.«[46] Ein gutes Beispiel dafür findet sich etwa in Foucaults Analyse der Technologien des Selbst: Die Frage nach der historisch spezifischen

46 Veyne 1992: 76.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Form der Ausbildung von Subjektivität führt zu den Technologien des Selbst, die durch philosophische Schulen vermittelt und unter anderem auch von freundschaftlichen Beziehungen getragen werden. Sie setzen damit die Komplexe der Freundschaft und der Philosophie voraus, die selbst wiederum durch ihnen eigene Praktiken und institutionelle Elemente (Beraterposition, Vertrauensverhältnisse, Gruppen von Schülern, Schulräume) gekennzeichnet sind.

Bei Latour ist die Zurückweisung eines absoluten Ursprungs fundamental in die analytische Perspektive der ANT eingelassen. Er grenzt sich von der Suche nach einer einzigen verbindenden Substanz ab und verweist stattdessen auf die raum-zeitliche Zirkulation von Elementen, auf die vielfältige Qualität von Assoziationen, auf vorgelagerte Handlungsquellen und spricht von »verteiltem« Handeln.[47] Die analytischen Konsequenzen eines Denkens, das sich von der Suche nach einem begründenden Ursprung gelöst hat, finden sich daher am deutlichsten in Latours methodologischen Reflexionen ausformuliert, der die Verfahrensweise selbst in seinen ethnographischen Studien demonstriert. Wertvolle Impulse für die praxeologische Methodologie gehen daher sowohl von der Akteur-Netzwerk-Theorie und ihrer analytischen Verfolgung der Beziehungen und Transformationen heterogener Elemente als auch von Michel Foucaults Studien zur historischen Entwicklung und Veränderung von Praktiken der Selbstkonstitution aus.

Abschließend soll vorgeschlagen werden, das hier verdichtet diskutierte Analyseverfahren der Praxistheorie als eine »transitive« Methodologie zu bezeichnen, womit zwei Bedeutungsdimensionen dieses Wortes aufgegriffen werden: zum einen die fachsprachliche Bezeichnung für eine Kette von Relationen zwischen Elementen in der Mathematik und Logik sowie zum anderen allgemein die Bedeutung des lateinischen *transitivus* als »übergehend«. Die praxeologische Analyse verfolgt Zusammenhänge, indem sie die Verbindungen von einem Element zum nächsten nachzeichnet und die Wirkungen eines Elements auf das andere sichtbar macht. Dabei kann es sich um das Verfolgen der Bewegung von Praktiken als Strom der Wiederholung in Zeit und Raum handeln, um das zitierende Aufgreifen von Praktiken, um körperliche Aneignungsprozesse von Praktiken, um Verbindungen mit stabilisierenden Artefakten oder räumlichen Arrangements. Die Praxistheorie verfolgt dabei Verbindungen zu anderen Zeiten, Orten und heterogenen Beteiligten. Die Zusammenhänge zwischen den untersuchten Elementen können als ein Netzwerk von Beziehungen begriffen werden, wobei Eigenschaften von Elementen auf andere übergehen und die Identität der vermeintlich einzelnen Elemente ohne ihre Relationen undenkbar ist. In dieser anti-essentialistischen Konzeption muss daher in graduellen

47 Vgl. z. B. Latour 2007: 79 ff. und 334.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Differenzen gedacht werden. Die Praxistheorie unterstellt weder eine einzige Handlungsquelle noch eine ungebrochene Wirkungskette innerhalb der Beziehungsnetzwerke. Vielmehr gilt es – mit Latour gesprochen –, den Anteil jedes beteiligten Elements an der Übersetzung (und damit auch: Veränderung) von Wirkungen zwischen den Einheiten herauszuarbeiten. Die transitive Methodologie der Praxistheorie besteht in einer analytischen Bewegung, die den Übergängen und Verschiebungen folgt und von einem paradoxen Wiederholungsverständnis ausgehend zeitliche und räumliche sowie körperliche und materielle Relationen nachzeichnet. Auf diese Weise bestimmt sie das stets ambivalente und prekäre Verhältnis von Stabilität und Instabilität des Sozialen.

https://doi.org/10.5771/9783748908487-311, am 16.08.2024, 02:28:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb